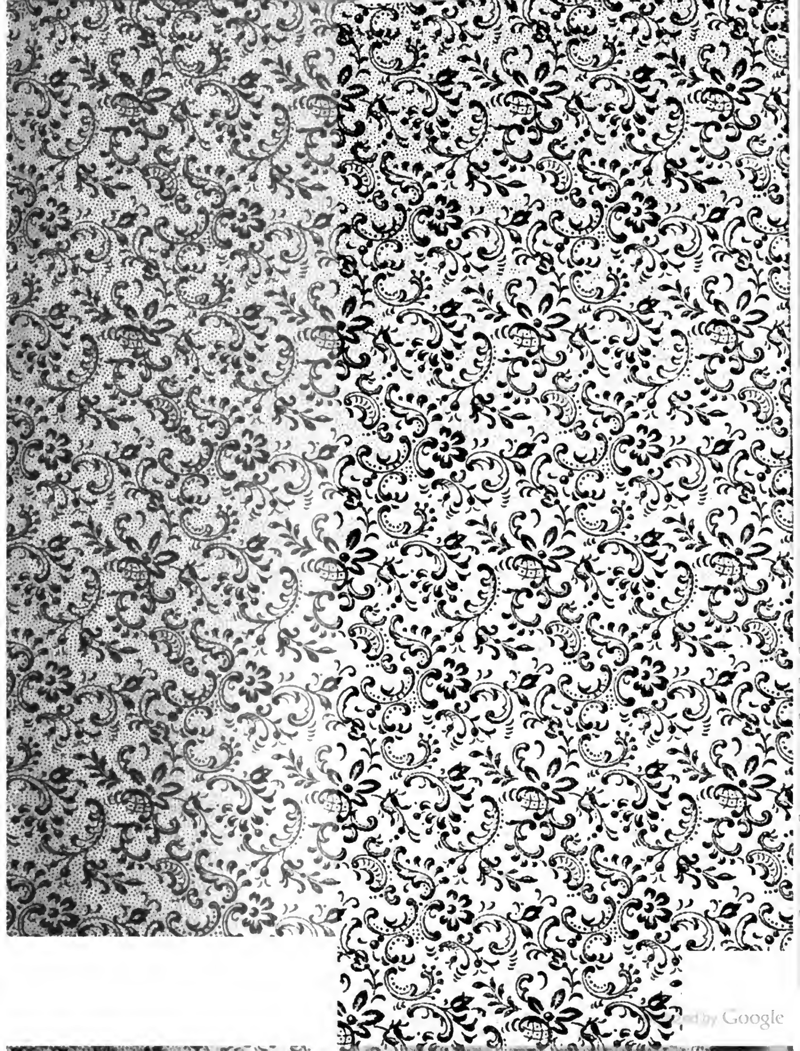
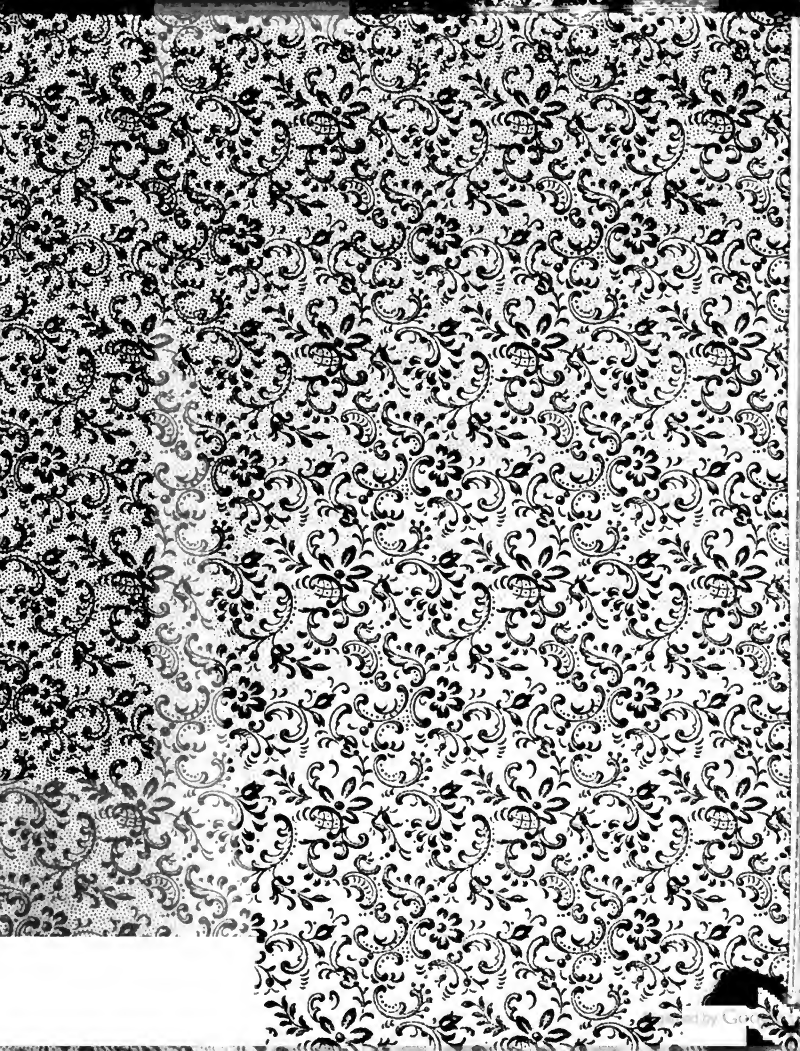
Die Braune Erica

Wilhelm Jensen




VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei Sub Numine Viget



Die braune Erica.

Paetel's
Miniatur-Ausgaben-Collection.



Die braune Erica.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Sechste Auflage.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1898.

Die braune Erica.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Sechste Auflage.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1898.

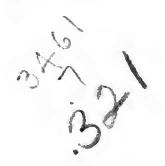


Im Dufte das Meer, und der Wald im Duft,
Vom murmelnden Ufer ein Mövenlaut;
Ein Falkenschrei hoch aus der schimmernden Luft,
Und rings rothwogendes Haidekraut:

Da fand ich ein braunes Menschenkind,
Ob Knab' oder Mädchen, wer hätt' es gewußt?
Das bläuliche Haar flog gelöst im Wind
Und deckte die sorglos entblößte Brust.

Kaum reichte zum Knie das zerriss'ne Gewand,
Ein Flechtwerk daneben aus Binsen und Ried;
Eine Rose darauf in verbrannter Hand,
Und ein süßer Traum auf dem Augenlid — —

Der Wald im Duft, und im Dufte das Meer,
Ein Falkenschrei und ein Mövenlaut,
Und ein Schlaf, wie Tod — und der Wind kam daher
Und begrub es im wogenden Haidekraut.







Die vormittägige Maisonne schien in ein enges Studirzimmer. Ueber einen alten Hofraum kam sie, über Gerümpel aller Art und stahl sich schräg durch die halbverhängten Scheiben. An der Wand beleuchtete sie allerhand Bilder aus fremden Weltgegenden. Hohe Bäume mit langen Früchten daran, üppig wuchernde Gewächse, zwischen denen wunderliches Gethier hervorlauerte. Aber nirgends waren Menschen darauf. Reptilien hingen ausgestopft an der Wand und starrten mit Glasaugen in hohe Spiritusbehälter auf todtes Gewürm. Glas befand sich vor Allem, auch vor den breiten Kästen, in denen aufgespannte Schmetterlinge sich wie lebend im Frühstrahl wiegten. Auch vor den Augen des Besitzers, der zusammengebückt über einen Folianten an dem schwerbepackten Arbeits-



tische saß, grünes Glas. Er las und sah an seinen Wänden umher und las wieder. „Erica janthina", sagte er nachdenklich, „sie fehlt mir noch immer. Sie ist schlanker als die übrigen und wächst auf der Haide, aber sie ist selten." Die Sonne bog um den verschossenen Vorhang und spielte über die gemalten Blumen auf dem Blatte, das er aufgeschlagen hielt. Der Gelehrte stand unwillig auf und streckte die Hand aus, um die Gardinen noch dichter zusammen zu ziehen. Er war größer gewachsen, als man ihn der Stellung im Sessel nach hätte vermuthen sollen, noch jugendlich schlank und zierlich, nur steif in seiner Haltung und unbehülflich in den Bewegungen, so daß er an die Eidechsenmumien an der Wand erinnerte. Hinter ihm ging die Thür auf, und eine ältliche Frau von gesundem und resolutem Aussehen trat ein. Sie trug ein Frühstück in der Hand, für das sie ohne besondere Rücksicht auf die zusammengeordneten Thierleiber und Pflanzen den Ecktisch abräumte. Der Gelehrte sah sich erschreckt um. „Um Gotteswillen, Frau Margret!" sagte er.

„Ja, um Gotteswillen, Herr Professor," er-

widerte die Frau, „was machen Sie denn da? Herrjemine, soll denn die liebe Sonne nie herein? Es ist ja, als ob ein Sarg hier stände, und Sie sehen wahrhaftig auch wie die Leiche aus, die hineingehört. Man erstickt ja bei Ihnen.“ —

Sie ging schnell auf die Fenster zu und riß sie weit auf, daß die grünen Vorhänge krachten. Eine goldene Sonnenwoge brach herein, Duft von tausend Blüthen kam aus dem Nachbargarten, eine verirrte Biene summte ins Zimmer, schwirrte suchend an den ausgestopften Thieren vorüber und hastig wieder hinaus.

Der Professor blickte die Haushälterin schüchtern an. „Morgen, liebe Frau Margret,“ sagte er, die Hand an den Fensterflügel legend. Aber sie drängte ihn energisch wieder zurück.

„Morgen?“ wiederholte sie, „das wollt' ich mir ausbitten, und heute dazu bleiben sie den ganzen Tag offen, damit es trocken wird, denn das ganze Haus wird gescheuert.“

Der Professor seufzte tief und machte eine abwehrende Bewegung.

„Und hier vor Allem,“ setzte die Gefürchtete



nachdrücklich hinzu, „in jeder Ecke, überall. Meinen Sie, daß eine rechtschaffene Frau es mit ansehen kann, daß es hier am Pfingstmorgen wie in einem Hundestall aussieht?“

Er hob verwundert den Kopf. „Pfingstmorgen?“ fragte er gedankenlos. Die Frau schlug entsetzt die Hände über den Kopf zusammen. „Herr du meine Güte, Sie wissen nicht einmal, daß morgen das heilige Pfingstfest anfängt? Das kommt davon, wenn man immer unter diesem unchristlichen Gewürm sitzt und nicht einmal die liebe Sonne hereinläßt.“

Sie schlug verächtlich den Folianten auf dem Schreibtisch zu und wischte mit der Schürze den Staub von seinen Rändern. Der Professor seufzte noch tiefer als vorher und blickte furchtsam und prüfend in das entschlossene Gesicht, aus dem ihm eine Sündfluth, über einen Seifenchimborasso zusammenschäumend, entgegendrohte. In der Angst und Verwirrung, die ihn überkommen, hatte er die grüne Brille abgenommen, und die Sonne lachte freundlich in die schönsten blauen Augen hinein, die ein Mann je besessen. Die Frau be-

kümmerte sich nicht um ihn und fing an, Bücher und Pflanzencartons rücksichtslos zusammen zu räumen. Eine Weile sah er ihr schmerzlich zu, dann entsank ihm die Hoffnung, und sein Blick wanderte zum Fenster hinaus.

„Ich will über die Haide gehen," murmelte er halblaut, „und die braune Erica suchen."

Frau Margarete hielt in ihrer Beschäftigung inne und sah zu ihm auf. „Dummes Zeug," sagte sie, „wollen Sie noch mehr vertrocknete Stengel holen? Sie sollten in einen Garten gehen, wo es Wein oder gutes Bier giebt, damit Sie wieder einmal etwas Roth auf die Backen kriegen."

Er mußte lachen, und sie lachte mit. „Ist's nicht wahr?" fuhr sie besser gelaunt fort, „eine Frau kriegen Sie sonst in Ewigkeit auch nicht mit Ihrem Leichenbittergesicht, und ohne die bleib' ich hier nicht lang' mehr im Hause. Dann möcht' ich sehen, wie's hier zugeht."

Sie setzte es wie einen Trumpf darauf. Der Gescholtene hatte stumm eine große Karte hervorgezogen und stand darüber gebeugt. „Da ist die



Haide von Timaspe," murmelte er, „da muß die Erica wachsen."

Die Frau machte ein erstauntes Gesicht. „Herrjemine, woher wissen Sie denn, daß meine Base Rike auf der Timasper Haide wohnt?" fragte sie.

Seine ernsten Lippen lächelten schelmisch über das Mißverständniß. „Das steht in den großen Büchern," antwortete er.

Frau Margarete betrachtete mit Scheu den Folianten, den sie gerade bearbeitete, und legte ihn sorgfältiger, als die übrigen vorher, wieder an seine Stelle. In den Augen des Gelehrten leuchtete ein glücklicher Triumph. „Sehen Sie, wie nützlich die dicken Bücher sind," betonte er; „wie kommt man denn auf die Haide, wo Ihre Base lebt?"

Die Haushälterin sah ihn mißtrauisch an. „Steht denn das nicht in den Büchern?" fragte sie.

Er erwiderte, er wisse nicht gleich, wo es zu finden. Sie fiel ihm schnell ins Wort: „Es wäre auch kein Nutzen dabei. Ich habe gehört, daß jetzt die Eisenbahn nicht weit vorübergeht, aber ich bin niemals dagewesen. Auch die Base Rike

habe ich seit vierzig Jahren nicht wiedergesehen; wir waren damals Kinder und zankten uns immer. Jetzt soll sie halb verrückt sein und ihre ganze Sippe auch."

Der Professor hatte Hut und Stock genommen und eine Blechkapsel umgehängt. Die Karte steckte aus seiner Rocktasche hervor. „Also Sie gehen sorgsam mit den Sachen um, Frau Margret," sagte er. „Leben Sie wohl, ich komme heute wohl nicht zurück, und morgen wird doch Alles trocken sein?"

Sie nickte. „Wollen Sie denn nicht erst frühstücken?" Es war, als sei etwas mit Hast über ihn gekommen. „Ich gehe in einen Wirthsgarten an der Eisenbahn. Adieu, ich will die Erica von Ihnen grüßen."

Die Haushälterin sah ihm verwundert nach. „Was hat denn der heute auf einmal mit meiner Base Rike?" murmelte sie, „da kämen zwei Unkluge zusammen. Aber gut, daß er weg ist, damit es hier einmal wieder menschlich wird," und sie häufte Excerpte und Herbarien wie alten Plunder zusammen, daß der Staub aus ihnen aufwirbelte.



Nur die dicken Bände rührte sie nicht mehr an und warf manchmal einen mißtrauisch nachdenklichen Blick darauf.

Draußen durch die Straßen der großen Stadt wanderte der Professor. Der Frühling lugte ihn aus allen Ecken an und lachte ihm fröhlich ins Gesicht. Auch die Menschen lachten ihm gutmüthig ins Gesicht. Sie trugen alle leichte Sommerkleider, und er sah wunderlich genug in seinen schweren Winterstoffen zwischen ihnen aus. Nicht ärmlich, denn Alles, was er an sich hatte, war reich und kostbar, aber curios und fast altmodisch. Dazu kam, daß er jeden Augenblick an einem Busche stehen blieb und mit sich selbst sprach. „Ich hätte mir die Vegetation noch nicht so weit gedacht,“ sagte er, „es wird fast für die Blüthe der Erica janthina zu spät sein. Da sitzt schon eine Bombyxart, die eben aus der Puppe gekrochen.“ Er schritt über den Rasen an den alten Weidenstamm, an welchem er die Phaläne von Weitem bemerkte. „Es ist die Sphinx convolvuli, der Windenschwärmer,“ fuhr er, den bei der Berührung flatternden Nachtvogel in seine Büchse

sperrend, vergnügt fort, „auch ein frühes und noch ganz unlädirtes Exemplar." Die Spaziergänger umher ärgerten sich, daß er den bunten Falter seiner jungen Sonnenfreiheit beraubte, aber er gab nicht darauf Acht. Endlich kam ein Aufseher dazu und verwies ihn barsch von den Rasenplätzen der städtischen Anlagen. Der Professor sah verwundert auf und erwiderte freundlich: „Sie müssen den rothen Dornstock hier besser von der Raupe der Pieris crataegi säubern, lieber Freund, sonst wird er nicht zur Blüthe kommen." „Lieber Freund," knurrte der Anlagewächter, „ich bin nicht Ihr lieber Freund. Machen Sie, daß Sie von dem Rasen wegkommen, sonst nehme ich Sie in Strafe."

Mit einem verbindlichen Gruß, aber kopfschüttelnd ging der Gelehrte weiter. Er vergaß die Zusage, die er Frau Margret gemacht, und schritt an den Wirthsgärten, die einladend ihre deutenden Arme nach ihm ausstreckten, vorüber. Dicht vor ihm ertönte jetzt ein Pfiff, eiliger als zuvor lief er in die wimmelnde Bahnhofshalle hinein.

„Geht der Zug an der Timasper Haide vor-



bei?" fragte er einen Conducteur, der wartend vor dem Perron stand.

„Timaspe?" schnarrte der Angeredete, „Nebenstation, eine halbe Minute Aufenthalt. Einsteigen, der Zug geht ab!"

Der Professor stürzte zurück an die Kasse und löste ein Billet zweiter Classe nach Timaspe; als er den Perron wieder erreichte, setzte der Zug sich bereits in Bewegung. „Zu spät!" rief der Bahnhofswärter; der Schaffner des letzten Waggons, der noch im Begriff stand, die Thür zu schließen, faßte ihn indeß noch am Rockkragen und schob ihn hinein. Freilich hatte der Professor Schaden gelitten und war in ein Coupé dritter Classe gerathen, doch er bemerkte es kaum und setzte sich vergnügt in eine Ecke. „Sie haben zweite Classe, auf der nächsten Station können Sie umsteigen," sagte der Conducteur, das Billet coupirend. Der Gelehrte dankte; „wie lange fahren wir nach Timaspe?" fragte er. „Zwei Stunden fünf und dreißig Minuten," und die Thür flog zu. Der Zug rollte schnell an den letzten vereinzelten Häusern vorüber ins grüne Feld hinaus.

Der Professor hatte, um nicht müßig zu sein, die Karte hervorgezogen und orientirte sich darauf. Neben ihm im Coupé saß ein halb Dutzend junger Burschen, deren Kleidung ihren ländlichen Beruf und den Zweck ihrer Reise in die Residenzstadt verrieth. Sie hatten sich schmuck zum Pfingstfest ausstaffirt, manche trugen buntfarbige Bänder auf dem Hute. Auf den Knieen hielten sie dickbäuchige, mit Fuchs- oder Seehundsfell überzogene Taschen, aus denen allerlei Stadtpräsente für die Muhme oder den Schatz hervorguckten. Alle Gesichter waren fröhlich, wie die sonnige Gegend draußen, und sie lachten und schwatzten durcheinander. Aber sie rauchten auch Tabak aus kurzen, silberbeschlagenen Meerschaumpfeifen, das war dem Professor ein Greuel. Vorzüglich war Einer, der im Eifer der Discussion den braun angerauchten Kopf stolz emporhob und eine dichte Wolke ausstieß, die in der Zugluft über die Karte des Gelehrten durchs Fenster zerflatterte. Unruhig streckte dieser seinen Kopf hinaus, um zu erspähen, ob die Station, die ihn aus der Gesellschaft des ominösen Glimmkrautes erlösen sollte, nicht bald herannahe. Da-



bei fiel ihm zum erstenmale auf, wie lustig und lachend die Welt draußen aussehe. Es wechselte wie kaleidoskopische Bilder: Buchenwälder flogen im ersten Grün vorbei, Häuser mit weit geöffneten Fenstern, Mühlräder klapperten durch silbersprühendes Wasser. Einen Augenblick wollte der Telegraphendraht, der sich bald hob, bald blitzgeschwind wieder an den Rand des Bahnkörpers hinabsenkte, sich der Gedanken des Professors bemeistern. Physikalische Formeln zogen wie Schatten über seine Stirn herauf, sie begann Ziffern zu addiren, galvanische 'Gesetze zu combiniren — da stieg eine Lerche dicht an dem vorübersausenden Zuge auf und schmetterte alle Zahlen und Systeme mit einem hellen Tirili auseinander. Wie ein electrischer Funke fuhr sie selbst in die physikalischen Gedankenfäden des Gelehrten hinein und schrieb, wie ein unsichtbarer Telegraphenbeamter des Frühlings, ein Lächeln um seinen Mund. Er wandte den Kopf zurück; die Karte glitt von seinen Knieen, er nahm sie, packte sie ins Futteral und steckte dies in die Tasche. Er fühlte einen leisen Schmerz, den das Sonnenlicht ihm in den lange von der

grünen Brille beschützten Augen erregt hatte, und legte den Kopf an die Wand, aber vor den geschlossenen Lidern gaukelten ihm noch allerlei lustige Frühlingsgestalten fort. Einige von den jungen Burschen hatten es wie er gemacht. Sie mochten einen tüchtigen Wegtrunk zu sich genommen haben und schliefen. Zwei waren noch wach und plauderten mit einander. Endlich verstummte auch der Eine von diesen und hörte nur zu, während der Andere erzählte. Es war eine lange Geschichte, für den Gefährten, dem sie bestimmt war, vielleicht alt, aber für den Professor, der allmälig aufmerksam hinhorchte, wie etwas von einem anderen Welttheil. Nicht einmal so, denn er war in Australien und Guinea sicher besser zu Hause, als in der abgelegenen Dorfwelt, von welcher der Bursche erzählte.

„Die Lisbeth ist früher mit dem langen Franz von der Krummbecker Mühle gegangen, Klopfhans," sagte er jetzt, „der sprach schon immer davon, sie hat's in die Stadt und möcht' zu Herrschaften. Freilich, wer kann's ihr arg nehmen, weil sie hübscher ist als die Andern, will sie sich



auch mehr putzen. Aber ich wollt', sie freute sich einmal ebenso, wenn ich Abends allein zu ihr komme, als wenn ich ihr etwas Hübsches aus der Stadt mitbringe."

Dem ehrlichen Burschen tropfte eine Thräne auf die Hand, mit der er nach seiner Tasche griff. Doch seine Betrübniß verflog und machte einem beifälligen Schmunzeln Platz, wie er ein sorgfältig zusammengepacktes Umschlagetuch von strohgelber Farbe herauszog. Es mochte der geschmackloseste Ladenhüter gewesen sein, den ein Commis der ländlichen Einfalt unter den preiswürdigsten Lobsprüchen angehängt hatte, aber seine Augen und die seines Gefährten ruhten leuchtend darauf.

„Nun soll sie mir kommen und sagen, daß ich für ihren Putz nicht so viel aufwende, wie die reichsten Bauernsöhne für ihren Schatz," fuhr er selbstbewußt fort, „wenn nur die verfluchte Hexe, die braune Rike nicht wäre —"

Seine Finger preßten sich zornig um das kostbare Tuch zusammen. „Wer ist die braune Rike?" fragte sein Gefährte.

„Weiß ich's," knirschte der Erzähler grimmig,

„eine Hexe ist's, auf der Haide treibt sie sich herum, davon ist sie so braun wie eine Rübe. Gesehen hab' ich sie nie, denn sie sollt' mir nur einmal begegnen; aber wer sie sucht, findet sie so wenig wie ein Rebhuhn auf dem Moor. Sie nennen sie auch Rebhuhn, weil sie laufen und fliegen und sich verstecken kann wie ein Vogel. Die Lisbeth hat mir's erzählt, an der hat sie seit dem Frühjahr einen Narren gefressen. Da schleppt sie das Mädchen mit auf die Haide, wohin kein Mensch kommt, und um eine Zeit, in der überhaupt kein Mensch auf die Haide geht. Um Mittag, wenn das Moor wie ein Glühofen dampft, und dann wieder um Mitternacht im Vollmond. Und dann spricht sie mit den Vögeln und Büschen und sucht Grillen und Grashüpfer in den Haidesträuchern und singt ihnen vor. Die Lisbeth ist immer halb toll, wenn sie von ihr kommt, und redet mir von verwandelten Prinzen und Grafentöchtern vor, daß ich nicht weiß, wo ihr und mir der Kopf steht."

Ein Pfiff der Locomotive schnitt dem Burschen die unmuthigen Worte im Munde ab. Der Wa=



gen rollte langsamer und hielt. Eilige Passagiere drängten sich auf dem Perron; der Schaffner von vorhin öffnete die Thür und rief: „Wollen Sie in die zweite Classe umsteigen, mein Herr? aber schnell, es läutet schon wieder."

Einige Secunden besann der Professor sich, wo er sei, und daß ihm die Anrede gelte. Dann erwiderte er höflich:

„Ich danke, wenn es mir erlaubt ist, hier zu bleiben, bleibe ich. Es ist kühler —"

Die Thür schlug zu. „Sie können fahren, wo Sie wollen, nur nicht erster Classe." Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, die schlafenden Burschen, die gähnend aufgeblickt hatten, legten sich bequem wieder zurück, und der Professor folgte ihrem Beispiel und schloß die Augen.

Das Gespräch in dem Coupé hatte während des Anhaltens pausirt, aber es schien den Hörer interessirt zu haben, denn er fing wieder davon an. „Ja, wer ist denn eigentlich die braune Hex', Stoffel?" fragte er neugierig.

Sein Nachbar hatte vor sich hingebrütet und hob tiefsinnig den Kopf. Selbst der Blick, der

auf das noch immer zur Schau gestellte gelbe Prachtstück fiel, vermochte sich nicht zu erheitern. „Woher sie gekommen, und was sie treibt, weiß eigentlich Keiner," antwortete er endlich, „auch nicht, wo sie wohnt. Sie wohnt überhaupt nicht und ist bald hier, bald da. Die Alten haben einen Bau irgendwo auf der Haide, den sie im Dorf den Maulwurfshaufen heißen, und darin liegen sie wie die Füchse. Der Alte ist vor dreißig Jahren ins Land gekommen und sieht aus wie eine Ringelnatter mit blauschwarzem Haar und gelbem Gesicht. Aber verrückt sind sie Alle; ich habe mich früher nie um das Volk bekümmert, und 's wär' mir nie eingefallen, jetzt ärgert's mich, weil sie sich an die Lisbeth gemacht und mir die verderben."

Er hielt, mit den Zähnen knirschend, ein. Der Andere sann um guten Rath. „Wenn ich Dir helfen kann, Stoffel," sagte er, den musculösen Arm gewichtig ausstreckend, „Du weißt —"

Christoph verstand ihn und nickte. „Es wär' wohl gut, aber auf der Haide findet sich kein Christenmensch zurecht, Klopfhans."



„Du mußt der Lisbeth aufpassen, wenn sie zu der braunen Hex' geht, laß mich nur machen."

Der unglückliche Liebhaber der genannten Schönen seufzte schwermüthig: „Die Lisbeth ist fein und weiß alle Stege durch das verdammte Moor, in dem jeder vernünftige Mensch sich fest-rennt. Und dann hat sie's in den Augen, wenn sie sagt: „„Bleib' da, Christoph!"" daß ich nicht von der Stelle kann. Ich glaub', sie lernt das Hexen auch und wird gerad' wie die braune Rike."

Ihm antwortete ein tröstendes Lächeln des un-gläubigen Klopfhans, der allerlei abenteuerliche Pläne entwarf und sich geduldig die verborgenen Tiefen der Liebestragödie seines Kameraden weiter aufschließen ließ. Niemand behorchte den geheim-nißvollen Austausch der verwickelten Dorfverhält-nisse, die berufen schienen, die Welt in unabsehbare Verwirrung zu bringen. Die anderen Burschen schliefen fest und ruhig im Bewußtsein ihres we-niger verhängnißreichen Besitzthums. Der Ge-lehrte vernahm nichts mehr von der Unterredung. Allmälig hatte ihn das eintönige Klappern des fortrollenden Wagens in Schlaf gewiegt. Die

Sonne war schon wieder vom Zenith herabgestiegen und fiel durch das Fenster hell über sein Gesicht. Im Traume ging er über die sonnige Haide und suchte die Erica janthina, um derenwillen er ausgefahren. Manchmal glaubte er sie von ferne zu entdecken, doch wenn er näher kam, war es immer eine gewöhnliche Erica, und alle Schmetterlinge, Bienen und Käfer um ihn her lachten ihn aus. „Dummes Zeug, wie können Insecten lachen," sagte der Professor laut im Traume, und die beiden Dorfburschen brachen ihr Geflüster ab und drehten verwundert den Kopf nach ihm um.

„Was mag der wollen?" sagte der Klopfhans, ihn neugierig betrachtend. Im Eifer des Gesprächs hatte er bisher kaum auf seinen Nachbar Acht gegeben; sein Gefährte war aber auch jetzt wenig gelaunt, es zu thun, und erwiderte nur unwirsch: „Er schwatzt gerade so unklug, wie die braune Rike von lachenden Sommervögeln," und vertiefte sich wieder in die Berichterstattung seines inneren Leidwesens.

Oft hielt der Zug an, und der Schatten der Stationsgebäude fiel über den Wagen. Dann



war es dem Professor immer, als ob er durch Föhrenwaldung komme, in der er ausraste. Allein die Sonne und die Haide kamen bald zurück, und er mußte weiter, denn er hatte immer die gesuchte Erica noch nicht gefunden. Viele solcher Ruhepunkte, kürzere und längere — endlich gewahrte er von Weitem einen dunklen Maulwurfshaufen, auf dessen Spitze die violetbraune Erica blühte. Schnell ging er darauf zu, aber eine ungeheure Ringelnatter hatte sich herumgewunden und reckte bei seiner Annäherung zischend den Kopf in die Höhe. Indeß, er war furchtlos und streckte die Hand nach den Blumen aus: „Coluber natrix ist nicht giftig,“ sagte er wieder laut, „keine Coluberspecies.“ Doch wie er die Pflanze fast erreichte, duckte diese sich plötzlich unter seinen Fingern weg und flog als Rebhuhn schwirrend in die Luft. Verwundert griff er mit der Hand nach —

„Zum Teufel, Herr, lassen Sie doch meine Nase in Ruh' und geben Sie mir Ihr Billet,“ grollte eine derbe Stimme vor ihm, und der Botaniker fuhr schlafverwirrt in die Höhe. Der Wagen hielt, seine Finger hatten die weitvorragende Nasenspitze

des Conducteurs gefaßt, der in der geöffneten Thür stand.

„Timaspe! Aussteigen, hören Sie denn nicht!" herrschte dieser. Die ebenfalls aus dem Schlaf gerüttelten Burschen umher lachten; der Professor suchte erröthend hastig nach seiner Fahrkarte und ließ sie mit einem Geldstück in die Hand des Schaffners gleiten, der jetzt höflich an der Mütze rückte und liebenswürdig sagte:

„Sie haben wohl fest geschlafen, Sie hätten sich doch in die zweite Classe setzen sollen. Die Bänke sind abscheulich hart hier, und da träumt man unruhig. Wenn Sie einen Wagen in den nächsten Ort wollen, der Schenkwirth im Dorf hat einen Einspänner."

„Nein, ich danke sehr, sehr verbunden, ich bleibe hier, ich will auf die Haide," stotterte der Professor aussteigend. Er sah noch, wie die Burschen ihm mit großen Augen nachstarrten, und hörte, daß der Conducteur, während der Zug sich wieder in Bewegung setzte, den Landleuten zurief: „Die Billette nach der nächsten Station Krummbeck!" Dann stand er allein und sah den davoneilenden



Wagen nach. Es war Niemand mit ihm ausgestiegen, das Bahnhofsgebäude, ein aus Holz roh gezimmerter Schuppen, lag ausgestorben in der Sonnenhitze. Nur ein verschlafener Bahnwärter, der für das nicht vorhandene Reisepublikum reglementsmäßig die schläfrige Glocke gezogen, schlich an das Haus und streckte sich wieder auf eine Bank in den Schatten. Der Professor ging auf ihn zu und erkundigte sich artig nach dem Weg auf die Timasper Haide. Mißvergnügt reckte der Mann den Kopf um eine Linie auf und knurrte:

„Weg auf die Haide? Laufen Sie grad' aus, bis Sie in den Sumpf fallen, und lassen Sie mich ungeschoren." Er ließ den Kopf wieder zurück sinken und fügte, mit seinem linken Ohr eine leise Rückbewegung machend, etwas weniger mürrisch hinzu:

„Da ist Timaspe, geben Sie was aus, so will ich Sie zum Kümmelwirth führen."

Ein Schauder überlief den feinen Gelehrten bei dem Epitheton, das dem Timasper Gastwirth ertheilt worden, und er entfernte sich, nach seiner Gewohnheit mit höflichem Dank, den der trinklustige Bahnlazzaroni nur mit einer sauren Grimasse

erwiderte. Nun warf jener einen forschenden Blick nach der Richtung, welche das Ohr desselben gedeutet. Ein tiefer Sandweg von Steinwurfsbreite führte zur rechten Hand in etwa viertelstündiger Länge, wenn man die Anstrengung des Durchwatens hinzurechnete, an einige kummervolle Baracken, die, zwischen halbverdorrten Lärchen stehend, den stolzen Namen Timaspe beanspruchten. Rund umher war braune, trostlose Oede bis an den Horizont hinauf, von dem nur in der Bahnrichtung ein spitzer Kirchthurm halb, wie eine Nadel, emporragte. Zur Linken von den Schienen gab es überhaupt keine menschlichen Behausungen. Die Haide begann unmittelbar, aber freundlicher, blumenreicher, und der Gesichtskreis war hie und da von dunklen Nadelholzgruppen verdeckt. Nur Kibitze tummelten sich wie graue Schatten darüber, ab und zu kam ihr melancholischer Schrei heller aus der Ferne herüber und verrieth, daß der dürre Boden sich hin und wieder aufthue und in feuchten Grund umwandle. Die Sonne stand schon ziemlich schräg, wie ein weißes Flöckchen trat ihr gegenüber der Mond aus dem



wolkenlosen Frühlingsblau. Die Luft hatte über dem Haidekraut zu zittern aufgehört, aber es war noch sommerlich heiß in der Windstille und gewährte die besten Hoffnungen für das Fest des nächsten Tages.

Tausendfach verborgenes Leben mochte noch auf dem Haidegrund wimmeln und sich des heutigen Tages freuen, aber man sah es nicht aus der Ferne. Der Professor hatte einen Moment gezaudert, ob er sich links oder rechts wenden solle, dann sich jedoch für das Erstere entschieden und wanderte schon, von der Bahn aus gesehen, als ein Zwerg dahin. Sein Gesicht war fröhlich wie die Sonnenluft und roth von ihr angehaucht, aber völlig in Sammlungseifer vertieft. Er ging immer gerade vorwärts, stand still, bückte sich und ging weiter. Längere Zeit vergaß er ganz den Gegenstand, den zu suchen er eigentlich ausgezogen. Eidechsen raschelten ihm behend um den Fuß, überall lagen Käfer, Honig saugend, auf den Blüthen. Seine Botanisirkapsel war eine Pandorabüchse an Blechbehältern und Opodeldocgläsern, die sicher verwahrt nebeneinander einge-

schachtelt lagen. Manchen seltenen Fund steckte er mit lächelndem Behagen ein. Hin und wieder kam ihm ein breiter Graben in die Quer, dessen Torfrand dicht mit Sträuchern besetzt stand. Dann legte er sich der Länge nach zu Boden und untersuchte die Pflanzen, deren lange Flechten wie grünes Haar über das dunkle Wasser hinschwammen. Große, glotzäugige Frösche sprangen aus dem Rankengewirr, ruderten quakend davon und luden die ganze Nachbarschaft hinauf und hinab zu gleicher Musik ein. Dadurch reizten sie die Kibitze, die in schnellem Flug begierig herankamen und dann furchtsam bei dem Anblick des Suchenden in der Luft innehielten, bis sie mit ärgerlich-neugierigem Gekreisch kühn und dicht auf ihn herunterschossen. Sichtbar und unsichtbar summte und schwirrte es überall, und Leben drängte sich an Leben auf der Haide, die von fern so todt und stumm wie ein weites, braunes Lailaken dalag.

Auch die Glieder des Gelehrten hatte die allgemeine Regsamkeit und Gelenkigkeit ergriffen. Alle steife Unbeholfenheit des Studirzimmers, der engbrüstigen Großstadt schien mit der veränderten Um-



gebung verschwunden. Als ob sein Körper in den wunderbaren Verjüngungsbrunnen der niederländischen Genreschule getaucht worden, übte er seine Gewandtheit mit den Naturkindern, die er verfolgte, um die Wette. Geschickt wie ein Akrobat sprang er über einen Graben nach dem andern; zusehends fast ward er jünger, jede Tünche, mit der die Stubenluft ihn sorgsam übermalt, schwand hinweg, und fröhliches Roth kam wie die ursprüngliche Palimpsesthandschrift der Natur auf den Wangen wieder hervor. Jetzt vielleicht noch heller, weil die im Horizontdunst verglühende Sonne das ihrige mit schönstem Carmin dazu that. Er blickte sich wohl eine Secunde nachsinnend um und betrachtete den rothen Zeiger, der bedenklich an den Rand des blauen Zifferblattes herabsank; ganz klein, wie ein Kinderspielwürfel, guckte hinter ihm das Bahnhofsgebäude, von dem er ausgegangen, oben über die Haide herauf.

„Wir haben Mondschein," sagte der Professor laut zu sich selbst, „und es wird ein Nachtzug gehen" — „Nachtzug," lachte es unterdrückt neben ihm aus dem Wachholdergestrüpp, und seine Ge-

danken waren wieder abgelenkt. „Es war ein Vogelton," murmelte er, sich auf den Busch zuwendend, „aber es klang fast wie ein Mensch." Nun huschte eine Wachtel dicht vor seinen Füßen auf und flatterte mit niederhängenden Beinen einige Schritte über die Haidebüschel und warf sich wieder zur Erde. Er blickte ihr erstaunt nach und rund um sich her. „Eine coturnix," monologisirte er. „Die Wachtel sucht Korn und Gärten, es kann keine Wachtel sein, es wäre auffällig." Der ornithologische Eifer erwachte in ihm, und er ging dem Vogel nach. Doch jedesmal, ehe er desselben auf dem braunen Grunde ansichtig wurde, erhob dieser sich und flatterte mit den Stelzenfüßen weiter. So dauerte die Jagd eine geraume Zeit. Der Verfolger merkte nicht, daß der Boden unter seinen Füßen zu schwinden begann; er hatte den Vogel fast erreicht, plötzlich flog dieser nicht wieder auf, sondern lief mit einem schadenfrohen Gelächter, das wie „Nachtzug, ja Nachtzug" klang, über die Grasnarbe behend davon. Der Professor schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und lachte: „Es ist doch ein guter Name für ihn, Wachtel-



könig, er hat mich wirklich selbst mit seiner Aehnlichkeit angeführt."

Er besann sich: „Es muß also Wasser hier in der Nähe sein und nicht Kornfeld." Den Beweis hätte er auf praktischem Wege sich eher erholen können, denn seine Füße patschten bereits darin. Nun sah er auch wieder einmal auf. Die Sonne war ganz verschwunden, nur falbe Abendröthe bezeichnete noch ihre Stelle. Auf der von ihr abgewendeten Seite warfen die einsam auf der Haide verstreuten Föhren und Gesträuche noch lange, gespenstische Schatten, während auf der andern das beginnende Mondlicht schon anfing, ihre Contouren auf dem Boden abzuzeichnen.

„Es scheint nicht, daß wir Mondlicht haben," murmelte der Naturforscher, auf seine frühere Gedankenrichtung zurückkommend; „ich glaube, daß ich hier ziemlich weit und breit im Alleinbesitz bin. Es wäre wohl Zeit — hier scheint's mir doch noch etwas nasser, als Frau Margret es in meiner Arbeitsstube gemacht haben kann." Er retirirte aus der feuchten Niederung auf eine wellenartige Erhöhung zu, die ihm zur Rechten gegen

den Horizont abstach. Doch es dauerte lange, ehe er sie erreichte. Dichtes Haidekraut wuchs hier, von dem sein Fuß stolpernd abglitt. Als er endlich die Höhe erklommen hatte, schaute er aufmerksam umher, aber er konnte den Bahnhofswürfel nirgends mehr gewahren. Rings lag die schweigende Haide silbern überstrahlt, nur die Frösche hielten rund umher ein Generalconcert ab, und ab und zu, wie tiefer Baßgeigenstrich, gab aus der Ferne eine sonore Rohrdommel den Ton an.

Trotzdem wollte der Wanderer seinen Plan, den Bahnkörper, der die Haide durchschnitt, zu kreuzen und an ihm entlang die Station zu erreichen, nicht aufgeben. Er orientirte sich, so gut er konnte, und ging vorwärts. Allein bei den ersten Schritten drängte sich ihm die unangenehme Entdeckung auf, daß er die Richtung verloren, denn das Terrain wurde nach allen Seiten hügelig, wie es zuvor nicht gewesen. Dazu erhoben sich in seiner Nähe wieder warnende Sumpfvogelstimmen, die piepend durcheinander klangen und das Umhersuchen bedenklich machten. Der Professor war ärgerlich und brummte:



„Ich hätte morgen so schöne Ruhe gehabt, an meinem Werk über die Stamina fortzuarbeiten, und da muß der Böse die Frau Margret plagen, mich mit dem Scheuerbesen auf die Haide zu jagen, um die Erica janthina zu suchen, von der hier kein Blatt existirt. Freilich, der Herr giebt's den Seinen im Schlaf; vielleicht werde ich hier auf ihr schlafen, ohne es zu wissen. Wenn meine furchtsamen Herren Collegen wüßten, was für ein Nachtlager ich heute abhalte, oder Frau Margret, wie würde sie über die vertrockneten Stengel herjemineen. Wenn sie's übrigens nur einmal versucht hätten, würden sie einsehen, daß es gar nicht so übel ist, den Kopf auf ein Haidekrautkissen zu legen und sich mit dem Himmel zuzudecken."

Er hatte sich, während er seinen Monolog hielt, an einem Abhange in die duftenden Ericaglocken gestreckt. Die Nachtluft war lau, kein Windzug bewegte die Föhrennadeln im Mondlicht. Nur allerlei kleine Insecten krabbelten, in ihrer sorglosen Ruhe aufgestört, aus dem Haidekraut und kitzelten den Einschlummernden.

„Seid ruhig, Ihr Zappler," murmelte er mit

schläfriger Lippe, „sonst sperr' ich Euch in meine Büchse und bringe Euch zu Frau Margret, die macht nicht viel Federlesens mit Euch." Er athmete gleichmäßiger und legte sich auf die Seite. Dann schlief er ein und sagte nur noch im Traum: „Ja, für die braune Erica, Frau Margret," und lachte dazu.

Er hörte nicht mehr, daß ein schnalzender Laut, ähnlich wie der Wachtelkönig ihn vorher ausgestoßen, hinter ihm aus dem Grund kam. Es duckte auf wie ein Vogelkopf über den Hügelkamm und glitt behend durch die hohen Ericabüschel. Dann hob eine braune Mädchenstirn sich lauschend empor, unter der es funkelnd beweglich, wie Schlangenaugen, umherlief.

„Wer fragt nach der braunen Erica?" sagte es verwundert. Nun kam die ganze Gestalt zum Vorschein, fast noch wie ein Kind, doch mochte die ungewisse Beleuchtung sie verkleinern. Alles an ihr war braun wie der Moorboden, auf dem sie für das Auge so wenig abstach wie ein Rebhuhn, das sich vor dem Verfolger duckt. Die bloßen Arme und Füße, der Nacken, das Gesicht, auch der dicht



anschmiegende Rock, den sie trug, nur das lange Haar nicht und die Zähne nicht, wenn sie lachte. Das Haar schien tiefschwarz, wie es sich ungebunden über die Schultern ringelte, doch es glänzte eigenthümlich im Mondreflex, als ob Blau hineingemischt sein müsse. Etwas von allen Thieren der Haide lag in ihren Bewegungen. Von den Vögeln, von den Amphibien, ja von den Insecten. Ihr Köpfchen blickte klug, wie das einer Eidechse, ihre Glieder konnten sich ringeln, wie die Viper. Und wieder saß sie, melancholisch wie ein Käuzchen mit den großen Augen, deren Farbe nicht erkennbar war, in die Nacht blickend, dann plötzlich sprang sie mit beiden Füßen, wie eine Grille, davon und kauerte sich, wie ein brauner Nachtvogel, in das Kraut. Nun legte sie den Kopf in die Hand und rief:

„Haidvogel im Walde,
Haidfischlein im Bach,
Erzählt mir geschwinde,
Seid Ihr noch wach?“

Sie sprach es halb und sang es halb. Sie bückte sich nieder und lauschte. „Sie hämmern

unter der Erde," sagte sie nachdenklich, „es muß eine Hochzeit geben. Wenn Ihr artig seid und mir sagt, wer mich gerufen, will ich's Euch erzählen." Und sie begann mit heller Kinderstimme fröhlich:

„Tief drunten im Berge,
Da hämmern die Zwerge
Und bauen ein Schloß.
Da wimmelt der Troß
Und striegelt die Pferde;
Da wühlt durch die Erde
Der Maulwurf die Straßen.
Geschäftig mit Maßen
Hantieren die Schneider
Und fertigen Kleider:
Goldkäfer im Sand
Wirkt ein gülden Gewand,
Rothspinnen im Weiher,
Die weben den Schleier,
Es sucht auf der Au
Glühwürmchen den Thau
Zum Perlengeschmeide.
Die Braut steht in Seide
Und blinzelt und lächelt;
Der Maienwind fächelt
Den zierlichen Schleier;
Nun kommt auch der Freier,
Nun steht an der Rüster
Vorm Altar der Küster.



Er zündet die Lichter,
Neugier'ge Gesichter
Belagern den Chor.
Nun kommt der Pastor
Im silbernen Haar,
Im langen Talar
Mit Bäffchen und Binde —
Geschwinde, geschwinde!
Die Glocken, sie klingen,
Die Heimchen, sie singen;
Eilt Euch und schaut,
Da reitet die Braut!
Klein wie ein Kind,
Ihr Pferd ist der Wind —
Im Elfenkleide,
Im Thaugeschmeide
Reitet sie, reitet sie über die Haide!"

„Nun, wer hat mich gerufen?" Das Mädchen wartete noch einige Augenblicke auf Antwort, dann sprang es unmuthig auf und drehte sich, oben auf einem Ericabusch stehend, wie ein Kreisel auf einem Beine herum. Dabei streckte sie die Hände nach dem Vollmond und rief:

„Heller Mondenstrahl,
Leih mir Deinen Wagen!
Ueber Wald und Thal
Soll er mich tragen.

Komm eilig, komm eilig,
Sie sind so langweilig,
Hier gähnen die Blüthen
Und schnarchen im Schlafe,
Gieb mir Deine Schafe:
Ich will sie Dir hüten,
Hier unten bis zwölfe —
Um die Mitternachtsstund',
Da kommen die Wölfe,
Und ich bell' wie ein Hund."

„Wau, wau — wau wau," machte sie übermüthig, daß die Kibitze in der Nähe verstört auffuhren und kreischend in die Luft taumelten. Auch der Gelehrte, der dicht neben dem Mädchen am Abhang lag, drehte sich im Schlafe um. „Die braune Erica," murmelten seine Lippen wieder.

„Jetzt wird mir's zu arg — wer will etwas von mir?" brach die Sängerin ihr Hundegebell ab. Sie ging vorsichtig der Stimme nach, dann blieb sie stutzend stehen und betrachtete von ferne den schlafenden Naturforscher. Endlich duckte sie sich zusammen und kroch, den Leib an den Boden gedrückt, geräuschlos an ihn heran. Sie bückte sich neugierig über sein Gesicht und seine geschlossenen Augen; das Roth war wieder von seinen



Wangen gewichen, die sich im vollen Mondlicht geisterhaft blaß ausnahmen.

„Die Haidefrau muß ihn getödtet haben," flüsterte sie geheimnißvoll. Sie legte die Handfläche leise auf seine Stirn: „Nein, er ist noch ganz warm, sie hat ihn verzaubert und will ihn tödten, denn sie kann es nicht, so lange der Mond scheint. Aber ich will ihn hüten, bis die Sonne kommt, da wird sie sich ärgern." Sie setzte sich neben den Schläfer auf den Haidegrund und raffte glöckchenbesäete Ericastengel um sich her zusammen. Daraus wand sie einen Kranz und summte und legte ihn sich über den Scheitel. So gingen Stunden vorüber. Der Gelehrte athmete gleichmäßig fort, und sie saß neben ihm und wachte. Närrische und tiefsinnige Reime summte sie; große Wasserkäfer schwirrten ab und zu an ihr vorbei, geräuschloser kamen behende Nachtfalter und gaukelten um sie her. Sie sprach mit Allen, dazwischen glitt ihre Handfläche dann und wann wieder über die Stirn und Wangen des Schläfers, leise, ganz leise und fühlte nach ihrer Wärme. Sie blieb immer länger dort liegen, je öfter sie kam, und allmälig wichen

auch die Augen nicht mehr von dem blassen Gesicht, das so friedlich unter ihnen dalag, und die Finger begannen heimlich mit seinem weichen Haar zu spielen. Der Mond ging langsam über den Zenith, es ward kühler, und hier und da zog es wie mit weißen Nebelschleiern über die Haide. Ein dumpfes, kaum vernehmliches Geräusch summte dazwischen, es kam wie aus der Erde, die ganz leise erzitterte. Das Mädchen hob nachdenklich den Kopf. Ein Schatten glitt auf lautlosen Flügeln an ihr vorüber und hockte sich auf dem Knorren einer verdorrten Krüppelsöhre zusammen. Dort saß er eingekauert, nur zwei glühende Kohlen leuchteten aus dem dunklen Rumpf.

„Was bringst Du, Käuzchen? Kommt die Haidefrau?“ fragte das Mädchen, den Blick auf den Schatten richtend. Der Vogel stieß einen klagenden Schrei aus und rüttelte sich. Das dumpfe Rollen aus dem Boden ward stärker, dem Mädchen klopfte hörbar das Herz durch die Stille der Nacht. „Sei stille, liebes Käuzchen, und rufe sie nicht,“ bat es weichmüthig, aber die Eule schlug mit den Flügeln und kreischte lauter als zuvor.



Ein leiser Wind erhob sich und bewegte den vergrößerten Nebelmantel, der den Mond weiß zu verschleiern begann, herüber.

„Sie hat den Mond schon in ihrer Gewalt," murmelte die braune Wächterin ängstlich und huschte schnell mit der Hand über die Wangen des Schläfers, die kühler waren als zuvor. Sie fühlte über seine feuchten, mit Thau bedeckten Kleider und Haare und erschrak. „Die Böse kommt und sucht ihn, und der Kauz ist schlecht und ruft sie herbei," sagte sie, „aber sie sollen ihm nichts anhaben, sie können's nicht, hat mir der Vater erzählt, wenn ein Menschenkind zugegen ist und ihn mit den Lippen schützt."

Nun kniete sie dicht über dem Schläfer, dessen Brust sich unruhig zu bewegen anfing. Angstvoll wartete sie; das Getöse kam, den Grund erschütternd, immer näher, es schnaubte durch die Luft, und der Kauz kreischte unablässig, und die Nebel kamen riesig heran. Da stöhnte der Gelehrte auf im Schlaf, und das Mädchen schlang die Arme fest um seinen Nacken und rief muthig:

„Nebelgrau,
Haidefrau,
Bleib' im Wind,
Heb' Dich vom Grund;
Menschenkind
Küßt seinen Mund;
Menschenkind
Hält ihn im Arm
Und hält ihn warm. —"

Ein langgedehntes, gespenstisches Pfeifen antwortete ihr, und schaudernd drückte sie sich hastig fest an die Brust des Schläfers und preßte ihre warmen Lippen auf seinen halb erkalteten Mund.

Der Professor öffnete traumverstört die Augen und schloß sie wieder. Er fühlte, daß seine Glieder kalt und starr waren, nur von seinem Halse floß es behaglich warm hinauf und hinab. Doch er war nicht aufgewacht, er lag im Halbschlaf und hörte und empfand die Dinge um sich her, ohne ihre Wirklichkeit zu erkennen. Wie er die Augen geöffnet, hatte das Mädchen ihre Arme von seiner Brust genommen und fröhlich in die Hände geklatscht. Sie machte eine schadenfrohe Geberde gegen die Eule, die zusammengeduckt auf dem



Knorren saß und mit den Augen funkelte. „Siehst Du, dummer Kauz, daß die Menschenkinder klüger sind als Ihr,“ sagte sie. Nun horchte sie in die Luft; das dumpfe Geroll begann wieder, aber es schwächte sich ab und erstarb in der Ferne. Der Gelehrte hob, halb zum Bewußtsein kommend, den Kopf und lauschte ebenfalls.

„Es ist der Bahnzug,“ sagte er vor sich hin. Er besann sich und tastete mit den Händen über seine thaufeuchten Kleider; das Mädchen neben ihm lachte frohlockend auf:

„Es war die Haidefrau, der ich einen Possen gespielt; sieh nur, wie der Kauz sitzt und sich ärgert.“ Sie raffte Steinchen vom Boden und warf nach der Eule, die kreischend davonflog. Den Professor überlief es sonderbar. Ihn fröstelte, er maß zweifelnd die seltsame Gestalt vor sich mit den Augen. „Die Haidefrau, wer ist die Haidefrau?“ wiederholte er.

Sie stieß einen eigenthümlichen Vogellaut aus. „Du mußt aus dem Wald kommen, daß Du die Haidefrau nicht kennst.“

„Aus dem Wald?“ fragte er verwundert, „aus welchem Wald?“

Sie antwortete schnell: „Aus dem großen,“ und deutete zurück, wo ein dunkler Strich den Horizont begrenzte. „Ich bin nie drin gewesen, weil es auf der Haide schöner ist, und die Menschen, die von dort kommen, alle so weiß sind.“ Sie hielt inne, dann fuhr sie hastig fort:

„Die Haidefrau ist groß und trägt einen weißen Mantel. Ihr Gesicht ist schön, aber wie von Schnee. Sie kommt nur um Mitternacht aus Osten und geht gen Westen über die Haide. Dann schreien die Eulen, und alle Thiere kriechen furchtsam in ihre Löcher und ducken sich ins Gras. In Menschenhöhe geht sie durch die Luft, und die Föhren knarren unter ihrem Fuß. So wittert sie über den Grund mit feuchtem Hauch, und wo sie ein lebendes Geschöpf findet, da wirft sie sich zur Erde und küßt es mit ihren eiskalten Lippen und trinkt sein Blut.“

Der Mond beglänzte hell das ernsthafte Gesicht der Erzählerin; dem Professor war Alles noch wie Traum, und er glaubte, jeden Augenblick



zwischen den leblosen Wänden seines Studirzimmers erwachen zu müssen und Frau Margret an die Thür pochen zu hören: „Es ist sechs Uhr, Herr Professor.“

„Warum fürchtest Du Dich denn nicht vor der Haidefrau?“ fragte er gedankenlos sein seltsames Gegenüber.

Sie lachte. „Mir kann sie nichts anhaben, denn ich schlafe nicht bei Nacht auf der Haide, und dann,“ setzte sie bedeutungsvoll hinzu, „trage ich ein Muttermal auf der Brust und bin gefeit.“

Sie nahm seine Hand und legte sie dicht unter ihr rechtes Schlüsselbein, an dem seine tastgeübten Finger eine leichte Erhöhung wahrnahmen. Eine eigenthümliche Empfindung, wie Electricität, strömte aus ihrer weichen, warmen Haut in seine Fingerspitzen über; er ließ unwillkürlich die Handfläche auf ihrer Schulter ruhen. „Wie kalt Du bist,“ sagte sie seine Hand herabziehend und zwischen die ihrigen nehmend.

Allmälig kam ihm mehr und mehr die Erinnerung zurück. Er stützte den Kopf auf den andern Arm empor und betrachtete ihr schöngeschnittenes

Profil, das scharf gegen die Mondhelle abstach. „Bist Du die braune Erica?“ fragte er.

Sie nickte: „Im Dorf heißen sie mich das Rebhuhn. Woher weißt Du es? Du bist nicht aus dem Dorf.“

Er suchte eine Antwort und murmelte gedankenlos: „Lisbeth.“ Der Name tauchte plötzlich in ihm auf, sie schnitt ihm die letzte Silbe mit lautem Gelächter im Munde ab.

„Hast Du die blonde Lisbeth gesehen? Sie sieht wie eine gelbe Bachstelze in dem Tuch aus, das der dumme Stoffel ihr geschenkt, und hält sich für eine Prinzessin.“

Sie lachte überlustig immer aufs Neue, aber so hell, so glockentönig, daß der Gelehrte stumm darauf hörte. Endlich setzte sie ernsthaft hinzu: „Die Lisbeth ist ebenso dumm, wie ihr Schatz; ich mag nichts mehr mit ihr haben, sie lernt doch nie, was die Vögel sagen.“

Der Professor machte ein mißmuthiges Gesicht, ihn fror, und er sagte verdrießlich: „Unsinn reden die Vögel und locken vernünftige Menschen in



Sümpfe hinein, daß sie auf der Haide einschlafen. Kennst Du den Wachtelkönig?"

„Er ist mein Freund," antwortete Erica ernsthaft, „und ich besuche ihn um die Dämmerzeit; denn zu mir kommt er nicht, er fürchtet sich vor den Augen vom Schwarzkopf."

„Wer ist Schwarzkopf?" fragte er. Sie schüttelte den Kopf, „ich weiß nicht," sagte sie, „er gehorcht mir, aber ich verstehe ihn nicht. Er ist aus dem Wald zu uns gekommen, die verstehe ich Alle nicht."

Der Professor stand auf von seinem feuchten Lager, die Glieder schmerzten ihn, die Nachtkühle nahm mit dem absinkenden Mond mehr und mehr zu. „Weißt Du den Weg zum Bahnhof, und willst Du ihn mir zeigen, Erica?" fragte er.

Sie blickte ihn groß an und erwiderte nichts. Ihm war selbst, als fürchte er, daß sie nachträglich „ja" sagen könne; er sagte sich, daß er zu müde sei, um jetzt den langen Weg zurück zu machen, und setzte eilig hinzu:

„Wo wohnst Du denn, Erica?"

Das Mädchen drehte den Kopf und entgegnete einsilbig: „Dort."

„Wo?"

„Im Maulwurfshaufen."

Das Gespräch der beiden Burschen im Eisenbahnwagen fiel ihm wieder ein. Eine phantastische Neugier, die ihm sonst fremd gewesen, vereinigte sich in ihm mit dem Verlangen nach Ruhe. „Ist es weit bis zum Maulwurfshaufen, und kann ich dort übernachten?" fragte er.

Sie verneinte mit der Stirn. „Was hast Du, Erica? Du warst vorhin freundlicher," sagte er.

Das Mädchen sah ihn nachdenklich an. „Schwarzkopf läßt Dich nicht hinein, ehe die Sonne scheint," entgegnete sie langsam. „Du mußt nicht so thörichte Dinge schwatzen vom Bahnhof und dergleichen, denn er wittert es Dir an und sieht und hört Alles mit dem blauen Auge."

„Schwarzkopf ist wohl ein Hund?" schaltete der Naturforscher ein, als sie schwieg. Sie nickte: „Mein Vater hält ihn dafür, aber ich weiß es besser." Sie dachte wieder nach. „Komm," fuhr sie, seine Hand fassend, fort, „Du sollst doch im Trocknen ausschlafen." Sie sprang gewandt von einer Erhöhung zur andern, er folgte ihr stol-



pernd; manchmal strauchelte er, und sie richtete ihn lachend wieder auf und sagte. „Wie ungeschickt Ihr aus dem Walde seid! Bist Du ein Prinz?"

Er mußte auch lachen. „Und wenn ich es wäre, Erica?" erwiderte er.

Sie blieb stehen und ließ seine Hand mit einer Art von Scheu fahren. „Ich weiß es," versetzte sie leise, „ich wollte heute Nacht nicht hinaus, aber der Steinschmätzer rief mich, sonst hätte die Haidefrau Dich getödtet."

Es überlief den Professor kalt und warm zugleich, er strich liebreich schüchtern über die braunen Wangen des Mädchens. „Du hast mich vor ihr beschützt, Erica," sagte er, auf ihre Worte eingehend, „wenigstens hätte ich mir einen bösen Katarrh und Rheumatismus sonst zugezogen," murmelte er für sich leiser hinzu.

Sie verstand die letzten Worte nicht, doch sie faßte fröhlich seine Hand wieder. „Wir sind gleich da," rief sie, ihn weiterziehend. Plötzlich hielt sie nochmals inne und fragte schnell: „Wie heißt Du?"

„Raimund."

„Das ist ein hübscher Name," fuhr sie fort,

„ich muß ihn Schwarzkopf sagen, damit er Dich kennt."

Sie führte nun den Gelehrten an einem schmalen Nadelholzsaum entlang; aus dem tiefen Schatten desselben kam ein dumpfes Knurren, und wie sie weiter schritten, leuchtete etwa einen Fuß über der Erde ein glühender Punkt aus dem Dunkel. „Ruhig, Schwarzkopf, es ist Raimund," sagte Erica freundlich. Der funkelnde Stern hob sich empor, und ein ungeheurer Hund kam heran und sprang witternd an dem Professor hinauf. Er überragte denselben noch an Höhe, wie er ihm die schweren Tatzen auf die Schultern legte. Doch wedelte er jedesmal, wenn das Mädchen sprach, freundlich mit dem Schweif, nur wenn Raimund eine Seitenbewegung nach dem dunklen Hügel machte, der wie eine Kuppel zur Rechten gegen den Horizont abstach, brummte er leise, wie abmahnend. Das Auffälligste war, daß nur sein linkes Auge leuchtete, es verlieh ihm etwas Unheimliches; allein der Professor fühlte sich todtmüde und gab kaum darauf Acht. Seine Begleiterin ließ ihn jetzt in eine niedrige Umzäunung mit einer Art von Vordach



eintreten. Der Boden war weich bedeckt, und Heugeruch stieg ihm entgegen. „Die weißen Schafe schlafen hier im Winter," erläuterte Erica, „aber jetzt sind sie auf der Haide."

Der leise Wind, der draußen ging, brach sich an dem Föhrenrand; es war behaglich warm in der geräumigen Hürde, und mit wohlthuendem Gefühl umfing den Gelehrten das dichte Heu, auf das er sich niederstreckte. Aus der Holzbrüstung, an die er den Kopf legte, kam ein leises Zirpen. „Das Heimchen begrüßt Dich, das ist hübsch," sagte Erica, „wen es gern hat, der schläft gut."

Sie wandte sich zum Ausgang und lockte den Hund. „Gehst Du in den Maulwurfshaufen?" fragte Raimund.

„Nein," antwortete sie unschlüssig, „ich bleibe draußen." Er richtete den Kopf noch einmal auf, ein wunderliches, fast sehnsüchtiges Verlangen überkam ihn. „Draußen ist es kalt, und der Thau fällt noch; bleib' doch hier drinnen bei mir, Erica," bat er.

Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, ich schlafe nicht, ich warte auf die Sonne." Doch sie

blieb zaudernd stehen, und er fühlte, daß sie die Augen auf ihn gerichtet hielt. Ihm war märchenhaft zu Muth, und plötzlich, als ob er sie lange gekannt, wie aus seiner Kindheit kam es ihm zurück, daß ihre Lippen die seinen geküßt, die, so lange er hinauszudenken vermochte, nie von denen eines anderen Weibes berührt worden. „Erica," sagte er zaghaft, „ich habe Dir etwas zu sagen vergessen."

Sie blickte gegen den untergehenden Mond, der ihr Gesicht überstrahlte. „Was?" fragte sie träumerisch.

Er suchte nach ihrer herabhängenden Hand und zog sie leise an sich. Aber seine gelehrte Katheder-beredtsamkeit ließ ihn im Stich, er wußte nicht auszudrücken, was er sagen wollte. Das Mädchen stand regungslos neben ihm. „Hast Du einen Schatz im Dorf?" stotterte Raimund endlich.

Erica lachte spöttisch auf und wollte ihm ihre Hand entziehen. „Ich meine, ob Du schon Jemanden vor mir geküßt hast?" verbesserte er hastig.

Sie wiegte mit dem Kopf, ihr Herz klopfte hörbar. „Ich gehe nicht ins Dorf," erwiderte sie



leise, „die Burschen mögen mich nicht, und ich mag sie nicht."

Er fühlte, daß ihr Arm leise zitterte, ihm war zu Muth, als ob er allmälig ganz andere Lippen bekommen habe mit anderen Worten darauf. „Du bist ein liebes Mädchen, Erica," flüsterte er, „ich muß Dir den Kuß zurückgeben, sonst kann ich nicht schlafen."

Erica stand wie verzaubert, sie regte sich nicht, aber sie leistete auch keinen Widerstand. Er legte die Hand um ihren schlanken Leib und bog sie zu sich herab. Einen Moment suchte ihr elastischer Körper zurückzuweichen, dann sank sie plötzlich wie leblos an seiner Brust zusammen. Raimund erschrak fast über die Heftigkeit, mit der ihre Hände seinen Nacken umklammerten, er fühlte, daß große Thränen aus ihren Augen auf sein Gesicht fielen, fremdartige Unruhe durchlief wie Feuer aus ihnen seine Glieder. Er drückte das seltsame Haidekind fest an seine Brust und küßte berauscht ihre Lippen, die sehnsüchtig nach den seinen suchten — da streckte sich mit dumpfem Knurren ein zottiger Kopf an seine Stirn, und Erica fuhr wie aus einer Be-

täubung auf und klagte ängstlich: „Schwarzkopf, ist Schwarzkopf hier? Sein böses Auge hat es gesehen!“

Hastig riß sie sich von Raimund los und flog aus der Thür, und der riesige Hund sprang ihr mit heiserem Gebell nach. In demselben Augenblick kehrte alle Müdigkeit in die Augen des Professors, wie in einen Strom ausgeschüttet, zurück; sein Kopf fiel schläfrig auf das Heu, und in wenigen Secunden hatte fester Schlaf ihn übermannt.

Erica saß draußen unter den Föhren und sang ein leises, melancholisches Lied, dessen Anfang er noch vernahm. Aber fern und ferner klang es, und sonderbare Traumbilder nahmen seine Sinne gefangen. In seinem Studirzimmer fing Alles an lebendig zu werden und raschelte um den Lehnstuhl, auf dem er saß. Die ausgestopften Vögel rüttelten sich, die Reptilien krochen an den Wänden entlang, unabläßig schwirrte es aus dem Insectenkasten hervor, und das Papier der Herbarien sträubte und bog sich in die Höhe unter den welken Stielen, auf die sich lauter gaukelnde Blumengesichter setzten und mit den Schmetterlingen kosten



und scherzten. Und Alle redeten, sangen und lachten durcheinander, nur Frau Margret kehrte mit einem großen Besen den Boden unverdrossen fort und schien nichts von dem Aufruhr zu merken. „Frau Margret, sehen Sie denn nicht, was ist das?“ rief der Professor. Aber sie fegte mit abgewandtem Gesicht weiter. „Hören Sie denn nicht, Frau Margret?“ rief er wieder. Nun kam ein leises Kichern durch die Stube, und er sah plötzlich — unglaublich — daß Frau Margret auf ganz kleinen, bloßen Füßen stand. Auch war sie nicht geschnürt und trug keinen dicken Wulst um den Leib wie sonst, und — Wunder über Wunder — sie hatte keine schwarzbebänderte Wittwenhaube auf dem Hinterkopf, sondern ihr fiel langes, blauschwarzes Haar auf den Nacken herunter. Eilig sprang er auf und wollte die Hand auf ihre braunen Schultern legen, da knisterte es unter seinen Fingern, die Gestalt schrumpfte ein und spaltete sich auseinander. Ein helles Sonnengewoge brach durchs Fenster, und alle Thiere und Pflanzen krochen hastig wieder an ihren alten Platz und starrten leblos von der Wand, nur in der Mitte

des Zimmers stand eine hohe Ericastaude mit violetbraunen Blüthen dicht übersäet.

„Erica janthina,“ murmelte der Professor, schläfrig sich auf dem Heu dehnend, „es ist gut, ich hatte sie doch und brauchte nicht auf die Haide zu gehen.“

Ein Hahn krähte mit heller Stimme nicht weit von ihm; blinzelnd schlug der Gelehrte die Augen auf, doch er schloß sie gleich wieder vor dem goldenen Lichtmeer, das ihn überfluthete. Er tastete um sich her, seine Stirn war von Heuduft und Sonnenhitze wie berauscht. Langsam besann er sich und befestigte seine grüne Brille vor den schmerzenden Augen. Dann erhob er sich unmuthig und blickte noch halb betäubt und schlafverdrossen über die Umzäunung, an der er gelegen, ins Freie hinaus. Er sagte sich ärgerlich, daß er lange geschlafen, denn die Sonne stand fast scheitelrecht über ihm, und er war mißvergnügt, daß ihn Niemand aufgeweckt hatte. Freilich wußte er nicht, wer dies Amt hätte übernehmen sollen. Das Mädchen, dessen er sich traumhaft aus der Mondnacht entsann, war nicht zu sehen. Ueberhaupt war

Alles leblos rund umher, selbst die Haidebewohner regten sich nicht, glühende Mittagshitze lag schläfrig überall. Auch der große Hund schlief langausgestreckt vor einer niedrigen Holzthür, die in einen Berg zu führen schien, der sich wie ein riesiger Maulwurfshügel ausnahm und über und über mit Haidekräutern bewachsen war. Die Thür stand offen, und man sah auf einen fast lichtlosen, schmalen Gang, der ins Innere hineinführte, doch nichts Lebendiges zeigte sich darin. Nur von der Sonnenseite des Föhrensaumes kam ein sonderbares, gleichmäßiges Gesumme; wie Raimund um die Ecke bog, erkannte er den Grund desselben, und ein eigenthümlicher Anblick bot sich ihm dar. Ungefähr ein Dutzend strohgelber Bienenstöcke stand an den Föhrenstämmen aufgereiht, deren Bewohner lustig aus- und einschwirrten. Das starke, weithin hörbare Gesumme jedoch erregte ein dichter Knäuel von Bienen, die sich fast am Wipfel eines der Bäume zusammengeballt hatten. Unablässig schwebten sie zwischen dem dunkelgrünen Gezweig auf und ab, dessen Nadeln sie mit ihren tausendfachen feinen Flügeln in fortwährende, leise

knisternde Bewegung setzten; über der Spitze des Baumes stieg eine Säule von abertausenden senkrecht in die Luft und verlor sich wie zitternder Dunst hoch oben gegen den blauen Himmel.

Eine Weile fesselte das fröhliche Luftgetreibe das Auge des Naturforschers, dann wandte er den Blick abwärts auf eine Figur, die seine Aufmerksamkeit in noch höherem Grade erregte. Es war die Gestalt eines ältlichen Mannes, der halb sitzend und halb liegend dem Bienengewimmel zuschaute, während er aus einer kurzen Thonpfeife philosophisch blaue Rauchwirbel in die Luft blies. Er bekümmerte sich nicht um die vereinzelten Bienen, die ihn umschwärmten, so wenig wie um die sengende Mittagsgluth, die ihm gerade auf den unbedeckten Kopf fiel, den stahlgraues, aber noch volles Haar umgab. Seine Gesichtsfarbe war fast wie Bronze; die Sonne mochte sie verdunkelt haben, doch man sah, daß ihr ursprünglicher Grund nicht weiß gewesen sein konnte. Ebenso wenig, wie seine Nase germanische Abstammung verrieth. Sie war stark gebogen, wie der Schnabel eines Raubvogels, kühne Falkenaugen blickten an ihren



Seiten hervor, in denen ein seltsamer, träumerischer Zug lag. Den Jahren nach mochte der Mann ein Greis sein, doch rüstige Kraft, etwas wie katzenartige Gewandtheit sprach noch aus dem musculösen Gliederbau. Seine Kleidung bekundete Armuth, oder vielleicht besser den Reichthum der Sorglosigkeit, und dennoch redete ein gewisser instinctiver, malerischer Geschmack aus ihrer Farbe und ihrem Zuschnitt. Der Alte trug eine Jacke von leichtem Stoff, aus der vorn ein dunkelrothes Hemd hervorbauschte, die Beinkleider hielt ein breiter Tuchgürtel über der Hüfte zusammen. So blies er den Rauch seiner Pfeife von den unbekümmerten, fast weltverachtenden Lippen und blickte den Wirbeln gedankenvoll nach. Beim Herannahen des Gelehrten wandte er ihm gleichmüthig den Kopf entgegen und nickte kurz. „Haben Sie ausgeschlafen, Herr?“ fragte er, ohne seine Stellung zu ändern.

Raimund dankte höflich für das Unterkommen, das ihm durch Erica geworden, und erkundigte sich etwas städtisch-förmlich nach dem Namen dessen, der ihn angeredet. Dieser lächelte unmerklich, in-

dem er ihn forschend mit den grauen Augen anblickte, und erwiderte:

„Nennen Sie mich den Bienenfritz, wie ich drüben im Dorf heiße, Herr Professor —"

Der Genannte stutzte bei dem letzten Wort. „Woher wissen Sie, wer ich bin?" stotterte er verwundert.

„Man übt sein Auge, wenn man alt wird," versetzte der Bienenzüchter phlegmatisch, „und die Menschen tragen ihre Kennzeichen mit sich herum wie die Thiere, nur meistens noch deutlicher. Freilich, die gelehrten Herren sind oft in den Gedanken über die Dinge besser zu Hause, als in der Wirklichkeit, und schlafen dann in der Thaunacht auf der Haide, ohne zu bedenken, daß die Gicht sie früh genug anfällt." Er lachte in seinen greisen Bart und setzte schnell hinzu: „Aber Sie sind noch nüchtern, — Erica!"

Er rief noch einmal, doch die Gerufene zeigte sich nicht. Statt ihrer erschien ein ältliches Weib unter der Thür des Maulwurfshaufens und erwiderte einige Worte in einer fremdartigen, doch sichtlich ihrem Munde nicht recht geläufigen Sprache.



Der Alte antwortete ihr ebenso, dann fügte er gegen Raimund gewendet hinzu: „Die Dirne ist schon wieder auf der Haide, bei Tag und bei Nacht treibt sie sich allein herum, ich weiß nie, wo sie steckt.“

Der Professor wollte es sich nicht gestehen, aber die Worte ärgerten ihn, er wußte selbst nicht warum. Um etwas zu entgegnen, machte er einige confuse pädagogische Bemerkungen, deren Sinn und Zusammenhang er selbst nicht recht begriff. Der Alte hörte aufmerksam zu und erwiderte ruhig:

„Ich habe gefunden, daß jedes Geschöpf am besten geräth, wenn man es seiner Natur gemäß gewähren läßt. Der Wasservogel sucht von selbst das Wasser, und wer zum Fliegen bestimmt ist, kriecht nicht lange an der Erde. In der Stadt und unter Menschen mag es anders sein, aber, ich glaube, nicht besser. Nachhelfen können die Alten und hie und da vorsichtig lenken, daß die Jungen meinen, sie hätten selbst so gewählt. Nur die Freiheit muß man ihnen nicht anrühren, es ist wie mit den Bienen —“

Die Frau kam mit Brod und Milch aus der

Hütte zurück und unterbrach ihn. Sie war ungefähr fünfzigjährig, ihr Gesicht bot einen derben, mehr bäuerischen Ausdruck, als das ihres Mannes, und war unverkennbar europäischen Ursprungs. Mit einem verlegen-unbeholfenen Knix, der Raimund unwillkürlich an Frau Margret erinnerte, stellte sie die frugalen Lebensmittel vor den Fremden hin und entfernte sich wieder. Der Alte lud den Gelehrten mit einer Handbewegung ein, sich neben ihn auf dem Boden niederzulassen. „Wir haben es hier nicht anders," sagte er, einen kurzen Blick auf das Brod und die Milch werfend, „aber wer die Gesundheit liebt, weiß sich zu begnügen."

Raimund, der seit dem Morgen des vorhergehenden Tages nichts zu sich genommen, empfand heftigen Hunger und genoß mit herzhaftem Appetit. Seine jetzige Umgebung kam ihm fast noch wundersamer vor, als das Mädchen in der Mondnacht, nach dem er ab und zu einen suchenden Blick über die Haide warf. Die Art, die Sprache seines Wirthes war nicht mit der eines Bauern der Gegend zu vergleichen, dem die Genügsamkeit seiner Lebensweise ihn gleichstellte, ja eher unterordnete.



Dinge, die dem Gesichtskreis des Landbewohners weit ablagen, schienen ihm geläufig; Raimund selbst fühlte sich unsicher ihm gegenüber, die Geschichte und die ethnologische Racenverschiedenheit der Zigeuner, denen sein Wirth angehören mußte, waren ihm aus gelehrten Werken genugsam bekannt, aber die Psychologie des Individuums ließ ihn im Stich und frappirte ihn. Der Alte saß schweigend neben ihm und rauchte fort.

„Es ist wie mit den Bienen," begann er endlich in gleichem Tone den Satz wieder, in welchem er vorher unterbrochen worden, „wenn der Frühling da ist, schwärmen sie aus, und kein Mensch würde sie halten. Dann suchen sie die Blumen, die ihnen gefallen, und fliegen meilenweit, bis sie die richtigen gefunden. Andere nehmen sie nicht; ich habe Versuche gemacht und Blumen von allerlei Art vor den Körben hier aufgepflanzt. Die Hummeln, die Wespen und Hornissen kamen, aber keine Biene bekümmerte sich darum; sie haben ihren Zug ins Weite. Ich glaube, sie sind thätiger und denken zugleich mehr als die Andern. Man sieht mehr, wenn man weit herum kommt, und lernt

Vergleiche anstellen. Nur muß man jedem Ding seine eigene Weise lassen."

Raimund hörte ihm verwundert zu, während er den Rest seines Frühstücks verzehrte. Der Hund hob einen Augenblick lauschend den Kopf und legte ihn sogleich wieder tiefausathmend zurück. Es knisterte leise hinter den Föhren, der Gelehrte vernahm es nicht, doch das feine Ohr des alten Zigeuners hatte es bemerkt. „Erica!" rief er, und der Kopf des Mädchens kam verstohlen um die Ecke. Langsam erschien die ganze Gestalt, sie war verändert, wenigstens der äußeren Anordnung nach. Das lange Haar ward von Zöpfen über dem Scheitel zusammengehalten, ihr braunes Kleid verrieth größere Sorgfalt und verhüllte und hob den schlanken Leib mehr als in der Nacht. Sie trug ein aus Binsen zierlich geflochtenes Körbchen in der Hand, das über und über mit frischen Erdbeeren gefüllt war, und kam gesenkten Auges zögernd heran. Nur auf den großen Hund warf sie manchmal einen prüfenden, ängstlichen Blick.

Der Alte lachte vergnügt: „Ei tausend, Du



bist ja geputzt heute Morgen, Mädchen.“ Erica wurde roth bis an die Schläfe hinauf und antwortete leise: „Es ist ja Pfingstfest im Dorf, Vater.“ Sie reichte dem Professor in stummer Verlegenheit das Erdbeerkörbchen. „Ich dachte,“ stotterte sie, doch sie kam nicht weiter und schlug nur eben die Wimper zu ihm auf. Allein ein lauter Ruf der Ueberraschung antwortete ihr von Raimunds Lippen, er blickte starr noch auf die wieder gesenkten Lider, unter denen ein paar Augen, wie er sie nie erblickt, verschwunden waren. Sie hatten die Farbe der Ericablüthen, die er im Traum in seinem Zimmer aufwachsen gesehen. Violetbraun oder violetblau, ein goldiger Schimmer floß in ihnen auf und ab und wechselte ihren Glanz. Ihm war, als ob er noch nie im Leben einen ähnlichen Anblick gehabt, als öffne sich eine seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen bisher völlig verborgene Kammer in seinem Herzen. „Erica janthina,“ murmelte er unwillkürlich, seine Augen verlangend auf das Mädchen heftend, das die ihren hartnäckig niedergeschlagen hielt.

Der Bienenfritz hatte wieder hell aufgelacht.

„Zum Pfingstfest,“ wiederholte er, „willst wohl ins Dorf und mit den flotten Burschen tanzen, Erica?“

Sie schüttelte heftig den Kopf; der Alte, der Alles beachtete, wandte sich wieder gegen den Gelehrten und sagte:

„Die Pflanze, welche Sie genannt, ist selten bei uns, aber sie kommt hie und da vor, ich habe sie schon auf der Haide gesehen.“

Raimund war aufs Neue überrascht. Er erzählte, wie sein Wunsch, die genannte Blume zu finden, der Anlaß gewesen, daß er hierher gekommen. In dem Gespräch, das sich daraus entwickelte, offenbarte der Zigeuner immer seltsamere Kenntnisse und zeigte sich dem Professor auf dessen eigenem Gebiet in manchen Dingen überlegen. Er hatte Vieles beobachtet und darüber nachgedacht, ja, sogar die lateinischen Namen waren ihm geläufig. Allein sein Interesse schien gleich weit von praktischen wie systematischen Zwecken entfernt zu sein. Er hatte Freude daran und gab das auf die Fragen Raimunds zur Antwort. Auf seinen Wegen durch die Welt hatte ein Gärtner in Spa-



nien, bei dem er Gehülfe gewesen, ihn Manches gelehrt; übrigens wisse seine Tochter fast mehr davon, als er, da sein Gedächtniß anfange ihn zu verlassen, und sie in regerem Verkehr mit Thier und Pflanzen stehe, als er. So fielen ab und zu in der Unterhaltung Brocken aus seinem Leben, die Raimund begierig erhaschte. Vorzüglich, weil dieselben regelmäßig ihren Schimmer auf Erica ausstrahlten, die jetzt ruhig neben ihnen saß und seltsam verständig an den Reden Theil nahm. Nur die Augen, welche er um sein Leben gern noch einmal zu sehen wünschte, blieben ihm beharrlich abgewandt. Der Alte hatte sich in seine Erinnerungen vertieft und kramte aus: „In der Jugend glauben wir, Alles in der Natur um uns her sei lebendig und rede und verstehe uns; und wenn die Leute alt und vertrocknet werden, meinen sie das Gegentheil und begreifen die Jungen nicht mehr."

Er sah lächelnd auf das Mädchen, das träumerisch über die Haide hinblickte, und fuhr fort: „Es hat Alles seine Zeit, man muß nur gewähren lassen. Die Welt verändert sich nicht, aber al=

mälig oder plötzlich verändert sich etwas in uns, und am Ende bleibt das Leben selbst doch auch nur ein Märchen in verschiedenen Kapiteln."

Erica stand unruhig auf und kehrte das Gesicht ab. Raimund gab seinem Erstaunen Ausdruck, den Sprecher in derartigen Verhältnissen auf der abgeschiedenen Haide zu finden. Der Bienenfritz lachte, setzte dann aber ernsthaft hinzu:

„Man kann nicht mehr als zufrieden sein, und ich bin es. Ich könnte der Welt wenig nützen, und die Welt mir nichts. Außerdem will ich dem Rebhuhn da, wie die Leute sie heißen, nicht die Flügel verschneiden. Sie lebt noch in der Märchenzeit, von der wir sprachen, was sollte sie zwischen Mauern und Straßenwänden? Vielleicht später einmal, eigentlich hoffe ich, nie. Unser Stamm paßt nicht mehr für die Welt, weder fürs Land, noch für die Stadt, es ist am besten, wenn er ausstirbt."

Er hielt inne, der Professor wußte nicht, was er auf die herben Worte erwidern sollte; der Alte brach noch einmal das Schweigen:

„Fragen Sie drüben im Dorf, wer der Bienen=



fritz sei, und man wird Ihnen überall dieselbe Antwort geben: „„Ein böser Kerl, ein Hexenmeister."" Die Besten sagen vielleicht: „„Er ist verrückt"", aber es sind wenige. Sie sind in sehr schlechter Gesellschaft hier, Herr Professor, und ich rathe Ihnen, nicht zu erzählen, wo Sie übernachtet haben. Das thut die Farbe, die andere Abkunft, es würde überall ebenso sein. Ich will nicht, daß Sie glauben, es seien leere Worte, die ich vorhin gesprochen, aber wenn wir uns weiter vererben sollen, müssen wir in das Land zurück, woher unsere Väter gekommen, und dort würden wir es mit dem, was hier an uns hängen geblieben, auch nicht ertragen. Wir sind Amphibien und leben nirgends in unserem Elemente mehr. Es thut mir Leid um das Kind."

Er erhob sich ernsthaft und legte seine erloschene Pfeife zur Seite. „Ich würde Sie selbst begleiten und Ihnen die Erica, welche Sie suchen, zeigen," setzte er hinzu, „wenn ich nicht den Schwarm einfangen müßte. Erica soll Sie führen und dann an den Krummbecker Bahnhof bringen, der dem Fundort näher ist."

Raimund stotterte etwas von Dank und stand unentschlossen. „Wenn Sie meine Bienen in der Stadt empfehlen wollen,“ versetzte der Alte, „bin ich Ihnen dankbar; ich habe die besten italienischen Königinnen und darf mich rühmen, in ziemlichem Umkreis den reinsten, schmackhaftesten Honig zu erzielen. Leben Sie wohl, vielleicht suchen Sie uns einmal wieder auf.“

Er wandte sich der Tochter zu, die noch immer abgekehrt stand, und beschrieb ihr die Stelle, an der er die geforderte Erica-Art gefunden. Das Mädchen fiel ihm kurz ins Wort: „Ich kenne den Ort selbst.“ „So beeile Dich, es ist ziemlich weit, und der Herr möchte vor Nacht in die Stadt zurück,“ versetzte der Alte; doch sie regte sich nicht von der Stelle. Nun sagte er einige Worte in der Sprache, mit welcher er vorhin die Frau angeredet. Erica schüttelte erst den Kopf, dann erwiderte sie zögernd ebenso etwas darauf.

„Sie will nicht mit Ihnen gehen, weil der Weg in die Nähe des Dorfes führt, und sie sich vor den rohen Burschen dort fürchtet,“ wandte der Bienenfritz sich an den Gelehrten. Dieser machte

ein gleichgültiges Gesicht, doch seine Stimme zitterte von unterdrücktem Mißmuth, als er entgegnete: „Ich finde den Weg auch allein, ich will Niemand bemühen, gar Niemand."

Er stockte, denn sein Blick traf plötzlich die violetgoldenen Augen Erica's, welche sie bittend und vorwurfsvoll zu ihm aufschlug.

„Nein, nein, mein Vater hat mich nicht verstanden," sagte sie schnell. Sie blickte sich mit einem ängstlichen Ausdruck um; „aber Schwarzkopf muß mitgehen," setzte sie bestimmt hinzu.

Der große Hund richtete sich bei seinem Namen auf und kam schweifwedelnd heran. Raimund sah jetzt die Ursache, warum ihm in der Nacht aus dem zottigen Kopf nur ein Stern entgegengefunkelt hatte. Nur das eine Auge des Thieres besaß eine dunkle Iris, das andere war wasserhell und erschien wie gläsern. Dadurch hatte der Blick desselben etwas Geheimnißvolles, fast Unheimliches, und Raimund verstand jetzt die Worte des Mädchens, die ihm plötzlich ins Gedächtniß kamen, als sie aus der Hürde von ihm forteilte. Desto auffälliger war es ihm, daß sie jetzt darauf drang, das „böse

Auge“, das sie zu fürchten schien, um sich zu haben. Es mochte fragend in dem Blick liegen, den er Erica zuwarf, denn sie wich ihm verwirrt aus, lockte den Hund und schritt, ohne etwas zu sagen, in die Haide hinaus. Raimund nahm noch einmal Abschied von seinem Wirth, der, mit den Vorbereitungen zum Einfangen des Bienenschwarms beschäftigt, ihm die Hand drückte; dann folgte er, anfänglich langsam und nachdenklich, dem voranschreitenden Mädchen nach.

Der Tag war bereits wieder ziemlich weit vorgerückt, Raimund begriff kaum, wo die letzten vierundzwanzig Stunden geblieben. Dieselbe drückende Luft, wie am Tage zuvor, lag über ihm, tausendfaches Schwirren und Summen umgab ihn, wie gestern. Doch der rege Eifer, der ihn damals um die Stunden getäuscht, hatte ihn verlassen. Langweilig, ohne Interesse erschien ihm Alles, träumerisch hielt er die Augen auf seine Begleiterin geheftet, die wortlos neben ihm hinschritt. Er verstand nicht, weshalb sie heute so still geworden, und doch suchte auch er vergeblich nach einem Worte, um sie anzureden. Was er zu sagen wußte,



erschien ihm lächerlich und überflüssig; er hätte gern ihre Hand gefaßt, wie in der Nacht, als sie ihn führte, allein, sobald er sich ihr näherte, wich sie scheu zur Seite und wußte den großen Hund zwischen sich und ihn zu bringen. So konnte er sie nur stumm betrachten, wie sie schweigend daherging. Er sagte sich, daß er sie mit naturwissenschaftlichen Augen mustere, und daß sie das Vollendetste sei, was er gesehen. Ihre Glieder boten ein wunderbares Ebenmaß; in dem braunen Röckchen ging sie elastischer und mit größerer Anmuth, als die elegantesten Frauen, die er kannte. Unwillkürlich mußte er sie sich in vornehmer Stadtkleidung darstellen; von dem Aeußern, das ihm in der Phantasie tadellos erschien, wanderten seine Gedanken auf den Inhalt hinüber, und es war ihm, als ob derselbe, in die Waage gelegt, jedem einsichtsvollen Beurtheiler den Salonplunder gepriesener feiner Erziehung weit aufzuwiegen vermöge.

Die Gedanken, denen er nachhing, umgaukelten ihn so warm und lieblich, wie der sonnige Haideduft, wie das leise verhallende Geläute, das ihm

schmeichelnd das Ohr umzitterte. Das letztere kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein. Er horchte auf, ganz leise zitterte es wie Glockenspiel durch die Luft herüber. Er faßte plötzlich Muth; „was ist das, Erica?“ fragte er stillstehend.

Das Mädchen schrak zusammen. „Was?“ wiederholte sie, verwirrt aufblickend.

Er deutete in die Richtung, aus der die Töne erklangen, und sie lauschte jetzt ebenfalls. „Es müssen die Krummbecker Glocken sein,“ versetzte sie langsam, „dort sehen Sie den Thurm.“

Raimund besann sich. „Es ist wahr, heute ist Pfingstsonntag,“ erwiderte er. Sein Auge hing an der spitzen Nadel, die er gestern schon gesehen, die jetzt nur dichter vor ihm aus der Ebene aufstieg. „Gehst Du nie nach Krummbeck in die Kirche, Erica?“ fragte er nachdenklich.

Sie sah ihm verwundert ins Gesicht. „Wozu?“ antwortete sie, „der Vater sagt, Gott sei auch auf der Haide.“

Raimund lächelte. „Es ist so kalt und häßlich darin,“ fuhr sie schnell fort, „die Mutter hat mich einmal dort hingebracht, aber mir graute.“ Sie



schwieg einen Augenblick, dann setzte sie zögernd hinzu: „Gehen Sie in die Kirche?“

„Ich bin auch lieber auf der Haide — mit Dir,“ fügte der Professor leiser bei. Das Mädchen wandte hastig das Gesicht wieder ab, doch er hatte diesmal den Muth, sich ihr zu nähern, und flüsterte, als ob er befürchte, daß ihn Jemand auf der Haide belauschen könne:

„Warum nennst Du mich jetzt Sie? Warum nicht Du, wie heute Nacht, Erica?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es schickt sich nicht, auch der Vater thut es nicht. Ich war einfältig und kindisch —“

Raimund fiel ihr ins Wort: „War es auch einfältig, daß Du mich heute Nacht küßtest, Erica? Und hättest Du mich damals so genannt?“

Er hatte sich dicht zu ihr gebeugt, sein Hauch streifte des Mädchens braune Wange, in die das Blut dunkelroth hinaufstieg. Ihr Auge irrte ängstlich vorwärts, doch sie blieb wie gebannt stehen. Plötzlich stieß sie einen Freudenruf aus: „Da ist sie, da ist die Erica!“ und flog davon.

Raimund folgte ihr eilig nach. Mehr als das

andere Haidekraut über dem Boden erhöht, stand eine prächtige Staude der Erica janthina, gerade wie er sie im Traum gesehen, mit violetbraunen Glocken übersäet. Das Mädchen war bereits eifrig beschäftigt, ihre Wurzel freizulegen; ein leises Zischen tönte ihr aus dem hohen Gras, das sie umgab, entgegen, doch sie hörte und sah nicht, ihre sonst so gewandten Finger zitterten hastig durcheinander, ohne ihren Zweck zu erreichen.

Nun kam Raimund und half ihr. Er kniete an ihrer Seite; „wir wollen die Pflanze ganz herausnehmen," sagte er, doch auch ihm gelang es nur mühsam, seine Augen ruhten auf dem Gesicht Erica's, die jetzt fast leidenschaftlich seiner Anordnung nachkam. Ihre Hände zerrten gewaltsam an der Staude, daß die violetten Glocken raschelnd zu Boden fielen. Unbemerkt näherten Raimunds Lippen sich ihrer Wange.

„Ich habe die Erica gefunden, die ich suchte," murmelte er mit trunkener Stimme, „und will sie mit mir nehmen."

Aber anstatt die fast gelöste Pflanze zu ergreifen, schlang sein Arm sich zärtlich um den



Nacken der lebendigen Erica, und seine Lippen schlossen mit einem schnellen Kuß das schöne Auge, nach dessen Blick er sich vergeblich gesehnt. Plötzlich schrie das Mädchen auf und entwand sich ihm. Die Blume fiel aus ihrer Hand, doch sie sprang nicht fort, sondern griff nach ihrem nackten Fuß und befühlte denselben. Dabei blickte sie Raimund sonderbar ins Gesicht. „Was ist Dir, Erica?" fragte er verwundert.

Sie antwortete flüchtig: „Nichts, ein Dorn, der mich geritzt." Er streckte die Hand nach ihrem Fuß aus und sagte schnell: „Gieb, ich will ihn herausziehen, er kann abgebrochen sein." Doch sie zog mit unruhiger Hast den Fuß zurück und versetzte: „Nein, es ist nicht nöthig, er ist schon fort. Wir müssen gehen, Sie kommen sonst zu spät," fügte sie, einen Blick nach der tiefstehenden Sonne werfend, hinzu und stand auf. Sie nahm die Pflanze zur Hand und ging wieder vorwärts. Der Hund, der in der Nähe umhergestöbert, sprang mit dumpfem Gebell jetzt in einen Haidekrautbusch, neben dem sie gekniet, und wühlte. Dann kam sein Kopf heftig hin- und herschleudernd wieder

hervor; er hielt eine etwa drei Fuß lange, todte Schlange zwischen den Zähnen, deren Rückgrat er zermalmt hatte. Der Professor wurde aufmerksam darauf und nahm das Thier, als der Hund es fortgeworfen, vom Boden. Allein Erica kam ihm zuvor und wand die Schlange ängstlich aus seiner Hand.

„Sie ist todt," sagte sie dann langsam und ließ sie ihm. Raimund betrachtete ihren eigenthümlichen, braunbeschildeten Kopf. „Wir waren in gefährlicher Nachbarschaft," versetzte er, „es ist eine Viper, ihr Biß hat schon Manchem auf der Haide den Tod gebracht, wenn keine Hülfe bei der Hand war."

Erica drehte einen Moment den Kopf ab. „Komm," sagte sie dann fröhlich, „laß uns gehen."

Sie faßte seine Hand wieder, wie sie es in der Nacht gethan; erstaunt schritt er neben ihr her. Sie war völlig wie umgewandelt und plauderte so unbefangen und zutraulich, als wie er sie zuerst getroffen. Nur sprach sie sonderbare Dinge, die ihrem lebensfrohen Kindergesichte seltsam anstanden.



„Man soll mich auf der Haide begraben," sagte sie, „und eine Erica will ich über mir haben, eine violette, wie diese. Dann kommen die Schmetterlinge an mein Bett, und des Morgens singt die Lerche. Vielleicht kommst Du auch einmal wieder und suchst nach der Erica."

Sie schlug die goldschimmernden Augen lächelnd zu ihm auf, ein paar thauhelle Thränen standen darin. Seitdem sie wieder auf das Dorf zuschritten, das ihnen jetzt am Rand der Haide, ungefähr noch eine Viertelstunde entfernt, unter grünen Bäumen zuwinkte, lag ein wunderlicher Ton über dem Wesen des Mädchens ausgebreitet. Raimund wußte sich die Veränderung nicht zu deuten. Die Sonne ging unter, und die Luft ward kühler, aber Erica's Wangen glühten höher als vorher, fast wie im Fieber. Ihre Augen leuchteten verklärt, manchmal lief es wie ein leiser Schauer durch ihre Glieder; er fühlte es an der Hand, die seine Finger dann beinahe krampfhaft umschloß. Mehr und mehr war ihm, als trete das Mädchen vorsichtig und schneller mit dem Fuß auf, den sie vorhin seiner Hand ängstlich entzogen. Endlich ward es unverkennbar.

Sie hatten fast das Dorf erreicht, wo aus einem großen Gebäude am Anfang desselben heller Jubel und Geigentöne ihnen entgegenklangen. Erica zitterte sichtlich, ihre Lippe zuckte, wenn sie den Fuß niedersetzte.

Raimund fragte, was ihr sei. Sie entgegnete mit erzwungener Fröhlichkeit: „Du hast wohl Recht gehabt, daß der Dorn noch darin sei. Leb' wohl, hier führt der Weg an den Bahnhof hinunter. Ich will zurückgehen, ehe sie mich hier sehen. Leb' wohl, Raimund, und denke zuweilen an die braune Erica — nicht an mich, Du weißt, ich sagte Dir vorhin, wo die Lerche nisten wird."

Sie wurde abwechselnd blaß und roth und preßte seine beiden Hände gewaltsam in den ihren. Hinter dem Gartengebüsch, an dessen Eingang sie standen, ertönten derbe Stimmen, die dem Professor bekannt erschienen:

„Wenn ich die verdammte Hex' erwische, so schlag' ich sie todt," sagte die erste. „Die Lisbeth ist gleich am Nachmittag mit dem neuen Tuch zur braunen Rike auf die Haide gelaufen, und am Abend kam sie und brachte es mir zurück und



sagte, sie sähe wie eine gelbe Bachstelze darin aus, und ich sei ein dummer Stoffel."

Es lachte neben dem Erzähler hell auf. „So dumm ist die braune Rike nicht," versetzte eine Stimme, an welcher der Professor seinen anderen Eisenbahngefährten, den der unglückliche Liebhaber Klopfhans genannt hatte, erkannte, „das Tuch sah wirklich wie ein Strohwisch aus, und die Lisbeth muß wie eine Eule drin ausgeschaut haben, Stoffel. Ich möcht' die Haidehexe doch einmal sehen; es ist heute Vollmondsnacht, und die Lisbeth hat sich doch wieder an den langen Franz gehängt, der tanzt schon eine Stunde mit ihr allein. Wollen wir auf die Haide gehen und sehen, daß wir die braune Rike erwischen?"

Der Andere seufzte trübsinnig; dann schien ihm ein hülfreicher Gedanke zu kommen. Er dämpfte seine Stimme und erwiderte etwas stotternd und unsicher: „Todtschlagen geht nicht, Klopfhans, aber wenn wir sie nur fänden, ich wollte ihr — weißt Du, daß sie sich vor Niemandem mehr sehen lassen könnte — hübsch ist die Teufelsdirn'." — Er flüsterte gedämpft noch einige derbe Ausdrücke,

die trotzdem den Lauschenden deutlich genug verständlich waren.

Erica hatte den Kopf erschöpft an Raimunds Brust gelegt; bei den letzten Worten der Burschen riß sie sich, das Gesicht wie mit Blut übergossen, von ihm los und wollte fortstürzen. Doch beim ersten Schritt brach sie mit einem Schmerzensschrei hülflos zusammen. Verwundert eilten die beiden Burschen bei dem Laut aus dem Gebüsch herbei, und der Stoffel schrie freudig auf.

„Da ist sie, da haben wir die braune Rike,“ rief er, „und brauchen nicht auf die Haide zu gehen, um ihr die Teufelskünste zu legen.“ Er lief, ohne auf Raimund Acht zu geben, auf die zu Boden Gesunkene zu und streckte die Faust aus, um sie an dem im Fall weitaufgelösten Haar zu packen. Allein, noch ehe der von den letzten Vorgängen verwirrte Professor sich zum Schutz seiner Begleiterin rüsten konnte, war Schwarzkopf mit drohendem Geheul gegen den Angreifer emporgesprungen und hatte, sich riesig aufreckend, den Burschen am Brustwamms gepackt, ihn dröhnend zu Boden geworfen und stand grimmig, die Zähne fletschend, über ihm.



Raimund richtete die fieberhaft zitternde Erica auf und bekümmerte sich nicht um ihn. Auch der Klopfhans schien nicht Lust zu haben, sich mit dem gewaltigen Ungethüm in einen Befreiungskampf einzulassen, und schrie herzhaft um Hülfe. Von dem Hause, wo die Musik ertönte, kamen Leute herbeigeeilt, indeß auch von ihnen wagte Niemand den unglücklichen Stoffel aus seiner fatalen Lage zu erlösen. Der Hund schien es als seine Aufgabe zu betrachten, daß der Bursche keines seiner äußerst unbequem zusammengewickelten Glieder rühre, denn bei der leisesten Bewegung desselben machte er Miene, ihn an die Bekanntschaft seiner Zähne zu erinnern, fügte ihm jedoch weiter nichts Uebles zu. Endlich kam ein vom Tanz erhitztes Mädchen, mit dicken, blonden Flechten über dem Kopf, herbeigelaufen; hinter ihr folgte eine hagere, mißvergnügte Gestalt, deren hopfenstangenartige Länge den „langen Franz von der Mühle" verrieth. Das Mädchen lachte laut, als es den trübseligen Stoffel in seiner verhängnißvollen Position gewahrte, und rief: „Schwarzkopf!" Doch der Hund drehte nur eben den Kopf und verharrte in seiner beobachten-

den Stellung, und die blonde Lisbeth eilte weiter auf Erica zu.

„Wahrhaftig, es ist die braune Rike," rief sie verwundert. Es überflog besorgt ihr gutmüthiges Gesicht, als sie die schmerzentstellten Züge des Mädchens in der Nähe sah. „Wie kommst Du hierher? Was fehlt Dir?" fragte sie hastig.

Der Professor ordnete an, daß Erica auf eine Bahre gelegt ward. Mit ängstlicher Forschermiene des Arztes musterte er ihr Gesicht und fühlte den schwachen, aber heftig klopfenden Pulsschlag. Er schüttelte nachdenklich und düsteren Blickes den Kopf. Seine eigene Hand zitterte fast wie die des unbegreiflich plötzlich erkrankten Mädchens.

„Es sind unverkennbare Vergiftungssymptome," murmelte er besorgt. Einige Burschen setzten sich mit der Bahre in Bewegung. Erica hob matt den Kopf und suchte, ob Raimund neben ihr sei. Ihr Blick fiel zur Seite auf den Hund, der noch immer seine Beute bewachte. Ein befriedigtes Lächeln flog, mit dem Ausdruck des Schmerzes kämpfend, über ihr Gesicht. Sie rief mit schwacher Stimme: „Schwarzkopf." Der Hund gehorchte



augenblicklich und kam, wie über den gehabten Spaß lustig schweifwedelnd, heran und ging neben der Bahre her, während der gedemüthigte Stoffel sich beschämt erhob und lautlos in der Menge verschwand.

„Nicht ins Haus," sagte Erica mühsam zu den Trägern, die auf das Wirthsgebäude zuschritten, „ich will unter freiem Himmel sterben." Die Weiber umher wehklagten und jammerten bei den Worten, die blonde Lisbeth weinte und schluchzte laut und schrie nach einem Arzte. Raimund beruhigte sie kurz damit, daß er ein solcher sei. Niemand wußte, woher er so plötzlich gekommen, aber Alle waren erfreut und führten seine Anordnungen aufs Pünktlichste aus. Nur sein Gesicht verdunkelte sich immer sorgenvoller, je weniger seine Kunst sich den räthselhaften Zustand Erica's zu erklären vermochte. Er ließ sie ihrem Wunsche gemäß in eine geräumige Laube des Gartens bringen, wo sie, in eilig herbeigeschaffte Decken gewickelt, auf eine breite Rasenbank niedergelassen wurde. Von drüben erscholl die Musik wieder und lockte die tanzlustigen Füße der Anwesenden, die in der

Gegenwart des Arztes Hülfe genug sahen, zurück. Auch die blonde Lisbeth ging mit der Versicherung, jeden Augenblick bereit zu sein, wenn ihr Beistand von Nöthen sein sollte, mit dem langen Franz davon, und der Professor blieb allein. Mit steigender Unruhe betrachtete er die brennende Röthe, die das Gesicht Erica's nicht mehr verließ; sie lag geschlossenen Auges und athmete schwer. Der Hund hatte sich vor ihr niedergekauert; plötzlich fiel Raimunds Blick auf ihn, wie er den rechten Fuß seiner Herrin, der aus dem braunen Röckchen hervorsah, eifrig leckte. Wie ein Blitz flog es durch den Kopf des Arztes. Der Fuß war heftig angeschwollen, blau unterlaufen und heiß, ein hochrother Punkt stach an der Seite, dicht unter dem Knöchel, scharf auf der Höhe der Geschwulst hervor.

Erica strebte, hastig den Fuß, den er gefaßt hatte, zurückzuziehen. „Laß mich," sagte sie hart, fast in dem Tone, den ihre Stimme am Morgen gehabt, „kannst Du mich nicht ruhig sterben lassen? Mußt Du mich noch mehr quälen?"

Raimunds Lippen zitterten. „Das ist ein



Schlangenbiß — die Viper, die der Hund vorher getödtet, hat Dich gebissen," stieß er athemlos aus.

Sie lachte bitter und schmerzlich auf: „Ich wußte es längst, ich wollte, sie hätte mich ins Herz gebissen, es thäte hier nicht so weh mehr."

Sie preßte krampfhaft die verschränkten Hände auf die Brust. Der Professor zog hastig ein Etui aus der Blechkapsel. „Du redest irre, Erica," sagte er, ein scharfgeschliffenes Messer hervornehmend, „aber ich muß Dir weh thun, es ist noch Zeit, bevor das Gift zum Herzen hinaufdringt."

Aber sie entwand sich ungestüm seinen Händen und sprang mit Zusammenraffung all' ihrer Kräfte auf. „Ich will nicht leben," sagte sie heftig. Dann umschlang sie plötzlich seinen Nacken mit ihren Armen und schluchzte:

„Laß mich so, laß mich bei Dir sterben, ich sterbe ja doch, wenn Du fort bist."

Er wollte sie von sich drängen, doch mit ungestümer Leidenschaftlichkeit hielt sie ihn fest, daß er, wie betäubt, die Gefahr des Augenblicks vergaß.

„Erica," stammelte er, „ich habe Dich ja ge-

sucht auf der Haide und kann nicht ohne Dich wieder in die Stadt zurück. Bleib' bei mir, Erica, ich habe Dich so lieb, wie mein Leben."

Sie preßte schweigend die glühende Schläfe immer dichter an seine Stirn. „Küsse mich, es schmerzt nicht, wenn Du mich küßt," flüsterte sie.

Die Worte riefen ihn in die Gegenwart zurück. Aengstlich griff seine Hand nach dem Messer, das ihm entfallen, allein Erica wehrte entschlossen seinem erneuten Versuch. Von dem Tanzsaal her erscholl eine wirbelnde Walzermelodie — plötzlich faßte sie den Kopf Raimunds zwischen ihre beiden Hände und heftete die Erica-Augen starr in die seinen. „Liebst Du mich?" fragte sie langsam und feierlich.

Er blickte tief in die schönen Augen, aus denen ihm eine fremde Märchenwelt entgegenleuchtete, und erwiderte mit fester, zuversichtlicher Stimme: „Ja, für das ganze Leben, Erica."

„Dann will ich leben," antwortete sie, tiefaufathmend. Sie ließ langsam die Hände von seinem Haar auf die Schultern niedersinken und wiederholte noch einmal, indem ihre Brust wie Glocken-



ton aufjauchzte: „Leben.“ Dann faßte sie rasch seinen Arm und riß ihn mit sich.

„Uns hilft Niemand, wir müssen uns selbst helfen, und die Väter vererben es auf die Kinder,“ flüsterte sie geheimnißvoll, während sie Raimund hastig auf den bereits mit Lampen erhellten Tanzsaal zuführte, „ich will sehen, ob Du Kraft und Muth hast, mein Leben zu gewinnen.“

Er begriff nicht, was sie wollte, und ließ sich von ihr in das Gewühl der Tanzenden hineinziehen. „Du bist rasend, Erica,“ sagte er, „Du mußt Dich zur Ruhe legen, das vergiftete Blut des Fußes muß entfernt werden.“

Doch sie lachte übermüthig: „Die Ruhe wäre der Tod; so klug Du bist, unser Blut weiß es besser als das Eure. Hast Du von der Tarantella gehört? Mein Vater hat es mir oft erzählt. Komm, komm, wenn mein Leben Dir lieb ist!“

Raimund wußte nicht, wie ihm geschah. Undeutliche Erinnerungen regten ihre Worte in ihm auf. Sie hatte ihn zum Tanz erfaßt und riß ihn ungestüm mit sich fort. Alle Schwäche ihres Körpers schien verschwunden, die Musik rauschte, ihr

aufgelöstes Haar flatterte phantastisch um ihre Schultern. Verwundert starrten die übrigen Paare sie an, wie sie mit den nackten Füßen den Boden überflog.

Das vorherige Mitleid war bei der plötzlichen Umwandlung gewichen. „Sie ist doch eine Hexe," murmelte es hie und da aus den Gruppen. Aber allmälig ergriff Staunen die Zuschauer über die wunderbare Anmuth, mit der sie den schlanken Leib schneller und immer schneller bewegte. Ihre Augen ruhten nur in denen Raimunds und erfaßten ihn mit dämonischem Zauber. Er war ungeübt im Tanzen und hatte sich im Anfang unbeholfen im Kreise gedreht, doch wie electrisch strömte es allmälig aus ihren Gliedern in die seinen und ergriff ihn mit ungestümer Leidenschaft, wie sie selbst. Wie auf Flügeln trug es ihn hinauf, hinab; die Musik verstummte, und Erica schwankte wie ohnmächtig in seinen Armen. Stumm und theilnahmlos für Alles, was um sie her vorging, saß sie neben ihm, bis die Klänge wieder begannen. Da sprang sie kräftig wieder auf, das Blut kehrte in ihre Wangen, der funkelnde Strahl



in ihre Augen zurück, und immer schneller, immer behender folgte sie dem rauschenden Takt. Stunden um Stunden verrannen — „weiter — weiter," bat sie ihren von der ungewohnten Anstrengung ermüdenden Tänzer. Die Dorfschönen mit ihren Liebhabern dachten des nächsten Tages, für den die weißen Ballkleider ihren Glanz als für den Hauptabend noch bewahren sollten, und entschlüpften — vielleicht auch aus anderen Gründen — verstohlen in die Mondnacht hinaus. Allmälig ward der Ballsaal leerer. — Erica achtete nicht darauf, ein irrer Glanz lag in ihrem Blick, ihre Wangen brannten, alles Leben schien in ihr mit den Tönen zu pulsiren und zu stocken. Jetzt tanzten sie allein, doch auch Raimund fühlte seine Kniee brechen und bat sie aufzuhören, allein sie schüttelte antwortlos den Kopf und blickte ihn, auf ihr Herz deutend, mit flehenden Augen an. Niemand war mehr zugegen; er beschwichtigte durch seine Erklärungen die Einreden des Wirthes und befeuerte mit reichlichen Geldspenden den Eifer der Musikanten. Immer wirbelnder spielten diese für das einsame Mädchen auf, das allein den Tanz

fortsetzte. Wunderlich graciös drehte sie sich nun im Kreise und schlug den Takt mit den Fingern. Die Lampen erloschen knisternd, eine um die andere, durch die Scheiben brach das Frühlicht herein. Endlich entfielen auch den Geigern die Fiedelbogen aus den müden Händen. Der letzte Strich tönte geisterhaft durch den leeren Saal, Erica hielt plötzlich inne, öffnete, wie aus langem Traum erwachend, die geschlossenen Lider und blickte den ängstlich harrenden Raimund schwankend an. Dann stammelte sie: „Ich lebe und liebe Dich," und sank, von seinen Armen aufgefangen, erschöpft und starr, wie leblos, an seiner Brust zusammen.

— — — — — — — — — — — — —

Wieder stand die Sonne des zweiten Pfingsttages hoch am Himmel, die Glocken läuteten, aus der Kirche mit dem Nadelthurm, der so weit auf die Haide hinausblickte, strömten die geputzten Dorfbewohner, und lustig pfiffen die Extrazüge hin und her durch die sonntagsstille Ebene. In dem Prunkgemach des Wirthshauses lag Erica auf einem altväterisch bequemen Sopha ausgestreckt und schlief noch immer. Sinnend ging Raimund



in dem großen Zimmer auf und ab, schon stundenlang. Oft stand er still, und sein glückstrahlendes Auge glitt über das friedlich schöne Gesicht des braunen Mädchens, dessen Züge keine Spur der überwundenen Gefahr mehr verriethen. „Seltsame Heilquelle der Natur," murmelte der Professor lächelnd, „keine Operation hätte so schnell und so glücklich geholfen. Unsere Wissenschaft vermöchte vielleicht noch gar Manches aus dem schlichten Instinkt des Volkes zu erlernen." — Seine Wanderung verkürzte sich immer mehr, endlich hielt er ganz ein und betrachtete, über das Kopfende gebeugt, die kleine Schläferin. Schwarzkopf, der sich seinen pflichtgemäßen Lagerplatz davor ausgesucht hatte, wedelte freundlich und blickte ihm mit äußerst wohlwollenden Augen ins Gesicht. Raimund stand jetzt schweigend; es mochten ihm mancherlei Gedanken durch den Kopf gehen, aber er lächelte immer dazwischen und sagte leise für sich: „„Das Leben ist auch nur ein Märchen,"" meinte der Alte, und am Ende geht es doch nur mich an." Zuletzt lachte er sogar hell auf: „Frau Margret meine Schwiegertante — oho, Frau Margret."

Er hielt inne, denn Erica fing an sich zu bewegen und legte den Arm unruhig über den Kopf. Dann schlug sie plötzlich die goldhellen Augen auf und sah Raimund verwundert an. Sie lag einige Secunden und sammelte ihre Gedanken. „Ach,“ sagte sie schüchtern, „bist Du noch da, ich meinte, mir hätte Alles geträumt.“

Ihre Blicke suchten umher, bis sie den Hund fanden. „Da ist auch Schwarzkopf,“ fuhr sie beruhigter fort, indem sie seinen zottigen Kopf streichelte. Dann sprang sie hastig auf: „Nun müssen wir aber zurück, Schwarzkopf; es ist fast Mittagsstunde.“

Doch Raimund legte lächelnd den Arm um ihren Nacken und blickte ihr zärtlich in die schönen Augen. „Wohin, Erica?“ fragte er sanft, „Du willst doch mit Deinem Fuß nicht über die Haide gehen?“ Erschreckt zog sie den Fuß unter ihr kurzes Kleidchen. „Wohin soll ich denn?“ antwortete sie verlegen, „der Vater wird mich erwarten und besorgt sein.“

Raimund nahm einen noch offenen, von ihm geschriebenen Brief vom Tisch und gab ihn ihr.



„Lies,“ sagte er freundlich. Erica that es und las — „daß Sie nicht besorgt zu sein brauchen, da ich meine kleine Haidebraut vorerst unter die Obhut ihrer Tante bringe, die bis jetzt mir den Haushalt geführt. Sie sagen ja, man müsse jedes Ding gewähren lassen, wie es seine Art erheischt, dann werde es schon gut — kommen Sie nur bald und sehen, wie es geworden ist. Die Stadtmauern sollen dem Rebhuhn nicht die Flügel beschneiden —“

Erica hatte die Worte laut gelesen, das Blatt fiel ihr aus der Hand, und sie legte schluchzend das Köpfchen an Raimund's Brust. Sie war jetzt ebenso mädchenhaft schüchtern, wie sie am Abend kühn und zuversichtlich gewesen. „Ich kann doch nicht Deine Frau werden,“ stammelte sie. Er küßte ihre rothen Lippen zur Antwort. — „Ja aber —“ flüsterte sie zaghaft, einen ängstlichen Blick auf ihre Kleidung und ihre nackten Füße herunterwerfend.

Der Professor lachte: „Es ist für Alles gesorgt.“ Er zog einen Vorhang, hinter dem Frauenkleider hingen, zur Seite — „Du mußt sehen, wie

es Dir paßt, bis wir in die Stadt kommen, des Wirthes Töchterlein hat ausgeholfen."

Er ging mit einem letzten Blick auf das unschlüssig vor den fremden Kleidern stehende Mädchen. „Du bist wohl sehr reich?" fragte sie, ihn scheu mit den Augen messend. Er nickte fröhlich: „Genug für uns Beide, aber eil' Dich, der Zug geht bald."

Damit schloß er die Thür hinter sich und trat auf den Flur hinaus. Allein Erica stürzte ihm noch einmal nach und fragte ängstlich: „Aber Schwarzkopf, wo bleibt Schwarzkopf?"

„Schwarzkopf fährt mit," erwiderte Raimund schnell, und wie er die Treppe hinabstieg, hörte er das Mädchen laut jubelnd ins Zimmer zurückeilen. Drunten im Gastzimmer ließ er sich durch den Wirth einen Boten nach dem Maulwurfshaufen besorgen. Die Gäste saßen und starrten ihn mit offenen Mäulern an, seit dem frühesten Morgen lief die wundersame Kunde rund durch das Dorf; vor dem Hause promenirten die Bauerdirnen schaarenweise Arm in Arm auf und ab und gafften nach den Fenstern. Hin und wieder ließ der



Wirth geheimnißvoll einen Brocken von dem fallen, was er selbst nicht wußte. „Ich sagte es immer," raunte er, verschmitzt lächelnd, einem Nachbar zu, „der Bienenfritz ist ein vornehmer Herr, der aus purer Liebhaberei da auf die Haide gezogen. Der Fremde ist ein Verwandter von ihm, der das Mädchen mit in die Stadt nimmt, die Andern werden wohl bald nachkommen, denn er hat Geld wie Heu."

Raimund kam mit Eisenbahnfahrkarten zurück und stieg wieder die Treppe hinauf. Droben klopfte er. „Gleich, gleich," antwortete Erica's helle Stimme, und er wartete geduldig, bis sie öffnete. Fast hätte er laut aufgelacht, so komisch verändert stand das Mädchen vor ihm. Das Wirthstöchterlein war kleiner und mochte fast von doppeltem Umfang sein; Erica sah wie ein groteskes, niederländisches Genrebild in dem sonntäglichen Dorfstaat derselben aus. Die Schuhe waren um die Hälfte zu groß, und die weißen Strümpfe guckten, das zierliche Bein umschlotternd, weit unter dem weißen Flittercostüm hervor. Dazu kam eine weiße langbebänderte Haube, die das schöne Haar

so spießbürgerlich wie möglich verdeckte. Alles paßte zu dem braunen Zigeunerkind, wie ein grellfarbiges Topfgewächs auf die Haide. Erica aber hatte vergnügt die Hände zusammengelegt und sah wohlgefällig an ihrem Putz herunter, und Raimund, den der Anblick im ersten Moment etwas verdutzt hatte, störte ihre Freude nicht. Er hieß sie ein schlichtfarbiges Umschlagetuch über ihr blendendes Costüm werfen; man sah, daß es ihr leid that, doch sie gehorchte willig. Seitdem sie den Haideboden verlassen, wußte sie nichts mehr eigenmächtig zu thun und war folgsam wie ein Kind. Sie nahm nun ihr braunes Kleidchen, das sie in ein Bündel geschnürt, unter den Arm; die hohe Ericastaude faßte sie mit der andern Hand, und sie gingen. Drunten bekomplimentirte der Wirth sie mit vielen Bücklingen aus der Thür; die Mädchen und Dorfburschen gafften stumm verwundert; eilig schritt Raimund mit ihr zum Bahnhof hinauf. Der Zug kam schon pfeifend heran und hielt. Schwarzkopf ward in das Hundeloch einquartiert und brummte mißvergnügt hinter dem Gitter. Im letzten Augenblick kam noch die blonde Lisbeth



herbeigelaufen und suchte mit staunend aufgerissenen Augen umher. Der Zug hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt, Erica bog den Kopf nochmals aus dem Fenster und gewahrte sie. „Grüß' mir die Haide, Lisbeth," rief sie, dem Mädchen mit der Hand zuwinkend. Dann war das Dorf verschwunden, und rechts und links breitete die Haide sich aus. Ein wunderbarer Geist der Umsichtigkeit und Weltklugheit war blitzesschnell über den Gelehrten gekommen, und mit einem geschickt applicirten Geldstücke, das der empfangende Conducteur mit einem verständnißvollen Blick acceptirte, hatte er sich ein leeres Coupé verschafft. Nun fuhren sie dahin, Raimund saß neben Erica, den Arm um sie geschlungen. Sie waren Beide stumm und blickten, in mancherlei Gedanken versunken, auf die Haide hinaus. Der Zug hielt schon wieder an. „Timaspe," schnarrte draußen der Conducteur; einsam, wie vor achtundvierzig Stunden, lag das hölzerne Bahnhofsgebäude in der Mittagsgluth. Verschlafen stand der Wärter mit dem rothen Fähnlein in der Hand davor, die Glocke läutete schläfrig, die Locomotive schnaubte

weiter, und der mürrische Gesell streckte sich wieder faul auf die Holzbank in den Schatten. Wie Traum erschien Raimund Alles — da war der tiefe Sandweg, an dessen Ende die armseligen Baracken von Timaspe heraussahen, drüben war er über die Haide gegangen, um die Erica zu suchen, vor wenig Stunden erst — nun saß er hier und hatte eine gar andere Blume gefunden, als er gesucht. Ein wenig bänglich war ihm doch zu Muthe, allein nun endete die Haide, und das Mädchen, das bisher nachdenklich und einsilbig neben ihm gesessen, ward plötzlich gesprächig und blitzte ihn mit den beweglichen Augen munter an. „Wie werden der Vater und die Mutter sich wundern, wenn sie in die Stadt kommen," sagte sie, „ist's denn wirklich meine Tante, Raimund? Die Mutter hat mir nie davon erzählt."

Auch der Professor dachte eben mit einiger Besorgniß an denselben würdigen Gegenstand. „Und was für eine!" versetzte er.

„Sie wird sich freuen," meinte Erica, „und daß Schwarzkopf mitkommt."

Raimund biß sich auf die Lippen, aber dann

lachte er auf und sagte: „Ja gewiß, es ist gut, daß Schwarzkopf mitkommt.“ Nun plauderten sie fröhlich, unmerklich ließ er allerhand Ermahnungen einfließen, wie Erica sich in der Stadt benehmen müsse, wo es anders sei als auf der Haide. Sie hörte aufmerksam und nickte zu seinen Worten: „Der Vater hat es mir schon früher oft gesagt, und ich will klug sein und Dir keine Schande machen. Aber ich muß noch viel lernen, ehe wir uns heirathen, nicht wahr?“

Sie harrte furchtsam auf seine Antwort, aber er faßte glücklich ihre Hände und küßte sie. „Du weißt mehr, als meine Frau braucht,“ erwiderte er, „und das Wissen macht nicht glücklich.“

Ihr Kindergesicht erheiterte sich immer mehr, sie schmiegte sich freudestrahlend an ihn, ein Anhaltspunkt nach dem andern flog vorbei. Nun ein langer Pfiff, und der Zug rasselte zwischen hohe, städtische Gebäude hinein. Neugierig betrachtete Erica Alles; in dem Gewühl des Bahnhofs gab Niemand auf sie Acht, nur Schwarzkopf erregte durch das unbändige Freudengeheul, mit dem er seine Erlösung begrüßte, allgemeine Aufmerksam-

keit. Dann setzte er in gewaltigen Sprüngen neben dem Miethswagen her, in den Raimund mit seiner Haideblume gestiegen. Etwas vor dem Hause ließ dieser das Fuhrwerk halten und begab sich zu Fuß mit Erica in seine Wohnung. Vorsichtig führte er das Mädchen ins Studirzimmer, dessen Schlüssel er bei sich führte, flüsterte ihr hastig zu, wieder ihr braunes Kleid anzulegen, und ging klopfenden Herzens in das Gemach hinüber, das Frau Margret bewohnte.

„Jemine, Herr Professor, ich wollte Sie schon ausklingeln lassen," sagte die würdige Frau, sich von ihrem Fensterthron, wo sie in der Sonntagspostille las, erhebend. „Aber was Sie braun gebrannt sind in den zwei Tagen, Sie haben ja gar keine christliche Farbe mehr, Herr Professor."

„Ja, ich habe lange suchen müssen, bis ich die richtige Erica gefunden, Frau Margret," bemerkte Raimund lächelnd. Die Alte fiel ihm ins Wort: „Um das dumme Haidekraut sind Sie so lang' ausgeblieben und haben sich Ihr feines Gesicht wie eine Kaffeebohne rösten lassen. O, du meine Güte, was für unkluge Ideen giebt es in der Welt."



Der Gelehrte machte eine etwas kleinlaute Miene und besann sich, was er eigentlich sagen wollte. Vor der Thür draußen erhob sich ein sonderbar brummendes Geräusch, das Frau Margret bewog, einen verwunderten Blick hinauszuwerfen. Aber kaum hatte sie dies gethan, als sie entsetzt den Klopfer fahren ließ und mit einem lauten Angstschrei: „Jemine, ein Wolf, ein Wolf!" in die hinterste Ecke ihres Sanctuariums retirirte. Allein Schwarzkopf bekümmerte sich nicht um das Allerheiligste, sondern sprang in der Erwartung, seine Herrin hinter dem großgeblümten Zitzvorhang zu finden, der würdigen Frau mit großem Gewinsel nach. Der Professor hielt sich die Seiten und lachte aus vollem Halse. Als er zu Worte kommen konnte, rief er: „Schwarzkopf," und der Hund reckte sich an ihm auf. Beleidigt erhob sich die ehrsame Hausverwalterin und ordnete stumm ihren in der Verwirrung derangirten Anzug. Sie glättete schweigsam die breiten Bänder ihrer zerknitterten Wittwenhaube. Dann stemmte sie beide Arme in die Seite, dicht über dem dicken Wulst, der ihre achtungswerthen Hüften umlagerte, und sagte:

„Wenn ich gehen soll, Herr Professor, so ist es gut. Doch Sie können es mir selbst sagen und brauchen mir nicht eine wilde, vierbeinige Creatur auf den Leib zu hetzen —“

„Aber, Frau Margret,“ fiel der Gelehrte begütigend ein, „der Hund thut Ihnen ja nichts, er ist fromm wie ein Lamm und sucht seine Herrin.“

„Wenn Sie das Ungeheuer da einen Hund nennen, so halten Sie mich vielleicht auch für das Schaf, das mit dem Wolf in einem Hause leben würde,“ unterbrach die gereizte Haushälterin ihn spitzig. „Aber Sie haben falsch gerechnet,“ fuhr sie würdevoll fort, „keine Stunde bleibe ich länger hier. Ich bin eine alte, verlassene Frau, die Sie von Kindesbeinen an gepflegt hat und keine Seele in dieser gottlosen Stadt sonst kennt; allein ehe ich solchen Scandal mit meinen leiblichen Augen ansehe, gehe ich lieber zu meiner Base auf die Timasper Haide in meinen alten Tagen — ja, wahrhaftig, das thue ich.“

Sie packte mit zitternden Händen eilfertig einige herumliegende Kleidungsstücke und schnürte sie zusammen. Der Professor sah ihr verlegen zu. „Dann



grüßen Sie Ihre Base von mir, Frau Margret," erwiderte er endlich lächelnd, „und Sie können auch gleich den Hund wieder mit zurücknehmen und seinem Herrn wiederbringen."

Die würdige Haushälterin machte ein noch beleidigteres Gesicht als vorher. „Ich habe mir nichts bei Ihnen zu Schulden kommen lassen, Herr Professor, und weiß nicht, wodurch eine alte Frau verdient, daß Sie mich mit Spott aus Ihrem Hause schicken wollen," entgegnete sie mit Anstand.

„Ich scherze nicht, der Hund gehört in allem Ernst Ihrer Base oder Ihrem Schwager, Frau Margret," versetzte Raimund schnell, „und sie haben ihn mir mitgegeben, um die Haideblume sicher herzubringen, die ich dort gefunden."

Frau Margret starrte ihn mit großen, verdutzten Augen an. „Jemine," stotterte sie, „bin ich denn toll, oder sind Sie, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, übergeschnappt, Herr Professor? Ein Hund, um einen alten Pflanzenstengel zu tragen? Und meine verrückte Base Rike haben Sie gesehen?"

Mit rascher Entschlossenheit faßte der Gelehrte den altmodisch aufgebauschten Ärmel der Haus-

hälterin und zog die bestürzte Dame mit sich fort. „Sie haben mir auch etwas für Sie mitgegeben, das ich einstweilen abliefern muß, Frau Margret,“ sagte er lachend. Die Alte schüttelte einmal über das andere den Kopf und betrachtete den Professor argwöhnisch von der Seite, während er sie durch mehrere Zimmer auf sein Studirgemach zuführte, und die würdige Frau in beständiger Angst vor dem freudig nachfolgenden Schwarzkopf ihr Kleid bald rechts, bald links zusammennahm. Dann öffnete Raimund plötzlich die Thür seines Zimmers und sagte, die Haushälterin rasch vor sich hineinschiebend:

„Da ist die Erica, die ich mir gesucht, Frau Margret, und ich denke, sie wird besser gedeihen, als die vertrockneten an der Wand —“

„Herrjemi —“ stammelte Frau Margret, aber sie brachte ihren Lieblingsausdruck nicht zu Ende und stand wie versteinert auf der Schwelle still und starrte Erica an, die wieder in ihrem braunen Röckchen verlegen in der Mitte des Zimmers stand.

„Ach, du meine Güte, was ist das für ein Ge-



wächs," jammerte die Alte, „das ist ja ein reines Heidenkind, was wollen Sie denn damit, Herr Professor?"

Der Gegenstand dieser Wehklage stand unschlüssig und warf zögernde Blicke von Einem zum Andern. „Erica!" rief Raimund fröhlich, und sie flog jubelnd in seine offenen Arme.

„So halb haben Sie Recht, wenigstens ist's ein Haidekind, Frau Margret," sagte er heiter, „aber was die christliche Abstammung betrifft, so müssen Sie besser darüber Bescheid wissen, als ich, denn es ist Ihrer leiblichen Base Kind von der Timasper Haide."

„Herrjemine," stotterte die Alte jetzt ganz heraus. Eine Weile musterte sie das Mädchen von Kopf bis zu Fuß, dann brachte sie, wie Eine, die aus dem Traum in die Höh' kommt, mühsam hervor: „Und was soll denn eigentlich werden, wenn ich fragen darf?"

„Ausgeräumt sollen die Zimmer werden, und die Stube neben Frau Margret soll eingerichtet werden," fiel Raimund lustig ein, „damit ihre Nichte dort wohnen und unter ihrer Aufsicht ebenso

tüchtig die Haushaltung führen lernen kann — viel Zeit wird freilich nicht mehr übrig sein," schaltete er lächelnd ein — „und dann —"

„Und dann —?" stammelte die würdige Frau, an deren Schläfen ein immer starreres Erstaunen die bebänderte Haube sichtbar, hörbar emporsträubte. „Und dann setzt Frau Margret sich zur Ruhe auf ihren Thron, wie sie es lange verdient, und läßt von jüngeren Händen für sich sorgen, und die Base und ihr Mann kommen von der Timasper Haide, und der Pastor kommt, und" — sein Arm ließ Erica eine Schwenkung gegen die Alte machen — „aus der Kirche kommt die Frau Professorin —"

Frau Margret stieß einen ungeheuren Schrei aus, sie griff mit den Händen um sich und wäre, die Balance verlierend, mit der ehrwürdigen Haube hinterrücks zu Boden geschlagen, wenn Erica nicht schnell zugesprungen wäre und sie mit ihren braunen, kräftigen Armen noch halb aufgefangen hätte. Aber in die Kniee glitt sie doch, und Schwarzkopf, der das Ganze als Signal für seine Freudenbezeugung betrachtete, wälzte sich ausgelassen auf



dem breiten Rücken an sie heran und leckte ihr lustig treuherzig über die Nase.

„Der Wolf, der Wolf, Kind, ruf' Deinen Wolf!" schrie Frau Margret, sich hastig aufraffend. Erica führte sie nach dem Sopha, auf das die Alte sich keuchend niederließ. Da saß sie und sah mit weit aufgerissenen Augen abwechselnd auf Raimund und auf das Mädchen.

„Tante Margret," sagte der Erstere lächelnd, „Sie sind doch gut mit meinen Sachen umgegangen, ich sagte es Ihnen, eh' ich fortreiste — das stand auch Alles schon in den dicken Büchern."

Ein behagliches Schmunzeln flog über die ehrsamen Züge der Haushälterin bei der Anrede. Sie warf einen scheuen Blick auf die Folianten an ihrer Seite und stotterte, die Hände kraftlos auf den Schooß zusammenlegend: „Herrjemine — herrjemine, Herr Professor, was man erlebt, wenn man alt wird."

Druck von G. Bernstein in Berlin.

